Glossen zur Zeit

Olga von Barényi

Nicht wundern, nur . . .

Ernst, Ironie und Satire

Im Namen welchen Volkes?

Wann kehrt der Besen zurück?

Ist Wahnsinn ansteckend?

Die rote Krone

Bücher, die nicht besprochen werden

Olga von Barényi

Nicht wundern, nur . . .

Ernst, Ironie und Satire

Glossen zur Zeit

Verlag Hohe Warte · Franz v. Bebenburg KG · Pähl

Inhalts-Übersicht

Meine lieben Untermieter (3) – Die Briefe (6) – Welche Sprache spricht der Hund (10) – Ein Kopf kommt nicht zur Ruhe (13) – Und was geschah weiter? (21) – Notturno (25) – Eine gewisse Duse (28) – Bagatellen (32) – Das Phantom der Wiener Oper (34) – Siegt die Wahrheit? (40) – Im Namen welchen Volkes (44) – Caligula ist unter uns (44) – Wann kehrt der Besen zurück? (50) – Ist Wahnsinn ansteckend? (53) – Der zahme Engel Samuel (56) – Die rote Krone (59) – Die Friedhofsindustrie (62) – Zwei Mark achtzig (67) – Die Letzte Welt (72) – Die Zeit der Saurier (77) – Napoleon sprach Deutsch (80) – Die wundervolle Schlinge (86) – Trockenes Wasser (90) – Mata Hari als Putzfrau (95) – Knödel und Gift (100) – Ein Hitler war zu wenig (105) – Bücher, die nicht besprochen werden (108) – Zweimal Anna (113) – Chemikalien ohne Seele (117)

 ISBN 3-88202-285-X
Gesetzt aus der Garamond bei Hermann Hagedorn, 1000 Berlin 46, und gedruckt bei Neckardruck Wolfram Duppel, 7000 Stuttgart 50.

Meine lieben Untermieter

(November 1948)

Unlängst habe ich irgendwo gelesen, daß die Wohnungsinhaber die Untermieter rücksichtslos ausnützen. Möglich. Es gibt aber Ausnahmen. Zum Beispiel ich. Über mich können sich meine Untermieter bestimmt nicht beklagen.

Es war so. Ich hatte keine Wohnung. Beim Wohnungsamt bin ich jedesmal nur bis zum Haustor vorgedrungen, und so mußte ich zur Selbsthilfe greifen. Ich erwarb also auf eine ziemlich ungesetzliche Weise ein nettes Nestchen. So nannte es nämlich der frühere Besitzer, der es mir gefälligerweise für ein Spottgeld – so nannte er die dreitausend Schilling – überließ.

Bitte schön, ich darf nicht ungerecht sein. Ich mußte zum Beispiel die Fenster nicht verglasen lassen, weil der Keller keine Fenster hatte. Den Fußboden brauchte ich nicht reiben, weil dort keine Bretter waren, sondern schöne klebrige Erde. Dadurch brauchte ich auch keinen Teppich. Ofen war auch keiner da, wodurch die Wohnung viel an Raum gewann. Dafür stand in einer Ecke ein kleines Blechhäuschen. Zuerst war ich ein bißchen befremdet, aber der frühere Besitzer zerstreute sofort meine Bedenken. „Haben Sie eine Ahnung, liebes Fräulein, wie diese hygienische Einrichtung bequem ist? Sie brauchen nicht durch einen langen Gang laufen, Sie stehen einfach vom Bett auf, ein Schritt – und schon sind Sie dort.“ Dann ging er, Gott sei Dank. Sonst hätte ich meine besten Jahre im Kerker verbringen müssen. Er ging also, und ich blieb.

Zum Glück bin ich eine genügsame Natur. Klage nicht das Schicksal an, sagte ich zu mir selbst. Sei froh, daß du deine drei-

undeinhalb Wände hast – den übrigen Platz nahm das Blechhäuschen ein – und ein paar Löcher über dem Kopf. Ich ging sofort an die Arbeit: Meine Bekannten sollen staunen, wie gemütlich und rationell ich den Wohnraum einrichten werde. Das Bett wurde zerlegt und zersägt. Mit den Bestandteilen schmückte ich die Löcher in dem Plafond. Holztäfelung hat viel an sich. Sie wirkt vornehm und aristokratisch. Mit den Vorhängen behängte ich liebevoll das Blechhäuschen. Auf die Holzkiste, die mir als Kleiderschrank diente, stellte ich eine leider leere Weinflasche, die, mit einer Kerze versehen, einen reizenden Beleuchtungskörper abgab.

So, fertig. Ich schlüpfte unter die Decke und dehnte mich wohlig auf dem Strohsack. Es ist doch ein eigenes Gefühl, so allein und ungestört zu wohnen. Ja, richtig. Ich muß noch rasch Wasser holen gehen, verdammt noch einmal. Ich nahm also den Kübel und ging, leise fluchend, über die Reste der Stiege in den zweiten Stock. Ich kam zurück, öffnete behutsam die schmale Tür von dem Blechhäuschen – und da sehe ich, daß sich dort in der Ecke etwas bewegt. Etwas Schwarzes kauert in der Ecke.

Ein Kätzchen. Bestimmt ein Kätzchen, daß der Rohling hiergelassen hat. Wie goldig. Ein Kätzchen habe ich mir schon lange gewünscht. Komm her, mein Süßes, komm zu Frauli, Murli!

Ich greife nach dem Tierchen – und mit einem Sprung stehe ich auf der Kiste. Mit so einem Sprung könnte ich mit Leichtigkeit eine goldene Medaille für Österreich gewinnen.

Großer Gott, wo ist das Biest jetzt? Eine Ratte war es, kein Kätzchen!

Eine Ratte? Eine ganze Rattenfamilie huschte aus dem Blechhäuschen hinaus. Hilfe! Gehst du weg, du Scheusal! Auf meinem Strohsack wälzen sich die Viecher und ich stehe auf der Kiste wie ein Heiliger auf einer Brücke. Die Kerze wird bald auslöschen und dann – nicht auszudenken.

Was soll ich Ihnen lange erzählen, ich verbrachte die ganze Nacht auf der Kiste stehend. Die Ratten schlummerten auf meinem Lager und quietschten neckisch im Traum.

Dann kam endlich der Morgen, was ich allerdings in der Fin-

sternis nur an dem Lärm vom Hof erkannte. Mein Rücken war steif wie ein englischer Lord, und ich nieste derart, daß mich der Apotheker kaum verstand. Statt Mittagessen kaufte ich Rattengift und mischte es appetitlich mit einer amerikanischen Konserve Silver Hake. Diese Speise servierte ich auf meinem einzigen Teller und stellte sie zu dem Blechhäuschen.

Als ich abends nach Hause kam, war das Mordmahl unberührt. Dafür waren aber meine drei Kerzen aufgefressen, und die Ratten tummelten sich vergnügt in dem Raum herum. In meiner Verzweiflung ergriff ich den Kübel und begoß sie mit Wasser. Das hätte ich nicht tun sollen. Erstens ist jetzt der Strohsack ganz naß, und zweitens habe ich die Tiere ärgerlich gemacht.

Erst mit der Zeit lernte ich mit den Untermietern umzugehen. Und, das sage ich Ihnen gleich, nur mit Güte kann man mit ihnen auskommen. Wir haben uns fast angefreundet. Den dicken Alten nannte ich Papa. Die Mama, das Luder, hat mich einmal gebissen, als ich ihr ein Stück Brot wegnahm, das ich selber essen wollte. Karli, Kurt, Franzi, Fritzi – die Hausmeisterin hat behauptet, daß ich Männerbesuche empfange, weil ich mich mit den Ratten laut unterhalten habe.

Eine witzige Pointe hat diese Geschichte nicht. Etwas Interessantes ist aber doch an ihr. Sie ist nämlich wahr. Glauben Sie nicht? Ich kann Ihnen die Adresse geben, wenn Sie mir versprechen, mit den Tieren ordentlich umzugehen. Die Tiere darf man nicht umbringen, sonst wird der Hausherr nicht mehr vier Schillinge sechzig monatlich für Rattenbekämpfung einkassieren können.

Wollen Sie also die Adresse haben? Bitte, 19. Bezirk, Werkmanngasse. Grüßen Sie von mir den Papa und vergessen Sie nicht, ein paar Kerzen zu kaufen. Die fressen sie am liebsten. Nur keine amerikanischen Fleischkonserven. Davon bekommen die Ratten Bauchschmerzen. Und Tierquälerei ist in Österreich verboten!

Die Briefe

(Dezember 1948)

Ja, die Alte bekam wirklich viele Briefe, das muß man schon sagen. Jeden Monat mindestens einen. Große Briefe mit vielen bunten Marken. Vielleicht war auch Geld darin. Bestimmt war Geld darin, aber das geizige alte Luder sagte es niemand. Von den Briefen sprach sie schon. Sogar viel. Also, ihr Karli hat wirklich Glück gehabt. Er hat in der Stadt ein eigenes Haus, nicht so ein kleines, wie hier die Dorfhäuser sind, nein, ein ganz großes, zwei Stockwerke. Und eine Werkstätte. Es ist schon mehr eine Fabrik als eine Werkstätte. Verheiratet ist er auch. Eine fesche, reiche Frau hat er bekommen. Und seine Wohnung – so eine Wohnung hat nicht einmal der Herr Bürgermeister. Überall Teppiche, Spiegel, Bilder und lauter schöne Sachen. Zwei silberne Löffel hat er und eine seidene Kravatte, solche, wie der Herr Bürgermeister trägt, aber noch viel, viel schöner.

Die Leute im Dorf hörten sich das an und waren natürlich neidisch. So ein Nichtstuer war dieser Karli, und jetzt ist er reich. Ja, Lumpen haben immer Glück. Die Alte, seine Mutter, ist auch nicht viel besser. Von dem vielen Geld, das ihr der Karli schickt, könnte sie doch wie eine Königin leben und noch anderen helfen. Aber woher denn, sie rackert sich ab, obwohl sie schon uralt ist, sie arbeitet bei den Bauern und spart. Nichts gönnt sie sich. Wie die am Sonntag in die Kirche angezogen geht, das ist einfach eine Schande. Die Kammer, in der sie wohnt – nicht einmal ein Bettler würde so hausen.

Aber einmal im Jahr fährt sie in die Stadt und kommt immer mit einem großen Paket zurück. Es werden bestimmt Eßsachen

darin sein. Schinken, Schokolade, vielleicht auch Liköre. Aber jemand davon zu kosten geben? Nicht einmal im Traum fällt ihr so etwas ein. Alles frißt sie heimlich allein auf.

Freilich, einmal hat sie dem blinden Kind vom Kirchendiener ein Säckchen mit Bonbons geschenkt, aber was ist das schon? Für wen spart sie so? Ihr Sohn wartet doch nicht auf die Erbschaft, wenn er so reich ist.

Im Dorf hat sich der Kerl, seitdem er geflüchtet ist, nicht mehr gezeigt. Jawohl, geflüchtet ist er damals, der feine Karli. Eine ganz böse Geschichte war es. Gestohlen hat er. Eine goldene Uhr. Die Sache wurde zwar vertuscht, denn die Alte hatte sehr gejammert und heilig versprochen, den Schaden wieder gutzumachen. Das tat sie auch. Ein Jahr mußte sie schuften, bevor die Uhr abbezahlt wurde. Fast nur von Brot und Wasser hat sie gelebt.

Und dann kam einmal ein Brief. Das war der erste. In einer fremden Sprache geschrieben, nicht einmal der Herr Pfarrer oder der Herr Lehrer wußte genau, welche Sprache es war. Angeblich französisch. Zum Lesen hat sie ihn niemand gegeben. Sie fuhr damit in die Stadt und kam erst nach einem Monat zurück. Abgemagert und abgehetzt.

Die Leute fragten natürlich, was war. Nichts, sagte sie. Sie war bei ihrem Karli in der Stadt. Ja, in der Stadt lebt er jetzt. Es geht ihm ganz gut.

Seitdem kamen die Briefe. Fast regelmäßig. Und dem Karli geht es immer besser und besser.

Bitte, er war ein Halunke, aber jetzt hat er sich verändert. Er schreibt der Mutter, er arbeitet ordentlich, er ladet sie zu sich in die Stadt, also ist er doch ein braver Sohn.

An den langen Winterabenden beim Federschleißen erzählt die Alte immer von ihrem Sohn. Fast immer dasselbe. Sie war schon sehr alt und geschwätzig. Die Dorfbewohner kannten schon Karlis Verhältnisse genau so gut wie sie selbst. Dreißig Arbeiter hat er in seiner Fabrik. Was für eine Fabrik ist es eigentlich? Na, eine Fabrik ist es halt. Eine Tischlerei. Hauptsächlich Särge werden dort

gemacht. Schöne Särge. Särge sind kein schlechtes Geschäft. Einen Sarg braucht schließlich ein jeder.

Bei dieser Stelle nickte die Alte immer ein paarmal mit dem Kopf und schwieg dann eine Weile.

Ja, einen Sarg braucht ein jeder. Einmal kam der Tag, wo sie selbst einen brauchte. Sie fiel plötzlich hin und war tot. Wie eine müde, alte Fliege.

Sofort begann die Sucherei nach den verborgenen Schätzen. Man schob die Leiche in der Kammer hin und her, man durchwühlte das Bett, man riß die Tischschublade auf, man durchschnitt den Strohsack, man suchte in den Ofenröhren, man riß die Fußbodenbretter auf – und man fand doch nichts.

Nur eine große Schachtel mit den Briefen von Karli. Man nahm die ersten heraus, man öffnete sie, was war das? In den Umschlägen war nur ein leeres, zusammengelegtes Blatt, und so war es in diesen sämtlichen Umschlägen. Kein einziges Wörtchen stand darauf. Ja, was soll das bedeuten?

Ganz unten lag eine vergilbte, dreißig Jahre alte Zeitung. Der neue Herr Lehrer war nach dem Weltkrieg in der französischen Gefangenschaft, der konnte also die Zeitung lesen. Der wegen Raubmordes zu lebenslänglich verurteilte Karl Rieder erhängte sich in der Nacht nach seiner Verurteilung in seiner Zelle.

Und noch ein Brief war dabei, und der war nicht leer. Eine Frau hat ihn geschrieben, vor einer langen, langen Zeit. Die Frau des Tischlers, der den Sarg für den Selbstmörder geliefert hat. Der war deutsch geschrieben. Die Frau war nämlich eine Wienerin und war in Frankreich verheiratet.

„Liebe Frau", schrieb sie, „meine Schwester in Wien wird Ihnen gern helfen. Sie müssen ihr nur das Geld für die Briefmarken und für das Briefpapier geben, und sie wird jeden Monat einen Brief an Ihre Adresse schicken."

Wo die Alte die Tage verbrachte, an denen sie angeblich bei ihrem Sohn zu Besuch war, das wußte man nicht. Davon könnten nur die Bänke im Park erzählen, die öden Warteräume auf den Bahnhöfen, die Gebüsche am Donaukanal.

Das Paket hat man gefunden. Ziegelsteine waren darin. Und das schleppte sie jedesmal von der Stadt nach Hause mit. Das waren die schönen Geschenke von ihrem braven Karli.

Also so eine Schwindlerin. Jahrelang hat sie alle an der Nase herumgeführt. So ein raffiniertes Luder.

Ein jeder muß einen Sarg haben. Man nahm also der Toten die dünne Kette mit dem kleinen silbernen Herzchen vom Hals weg – und kaufte dafür eine ungehobelte Kiste, in der die Ärmsten begraben werden.

Ihr Herz wurde aber mit ihr begraben. Das Herz der alten Schwindlerin. Das Mutterherz.

Welche Sprache spricht der Hund?

Zwischen den zwei Weltkriegen war die Welt sozusagen noch in Ordnung, wenigstens in Preßburg. Zwei große Sehenswürdigkeiten gab es damals in der slowakischen Hauptstadt, nämlich die Straßenbahn, genannt Elektrische, die aus Preßburg über die Grenze nach Wien fuhr, und dann den Tierschutzverein. Der Preßburger Tierschutzverein hatte sogar mindestens fünf Mitglieder, und der Vorstand war ein Kirchendiener. Die „Räumlichkeiten" dieses Tierschutzvereins beschränkten sich auf die Küche und auf den Vorraum der kleinen Wohnung des Kirchendieners und beherbergten hauptsächlich herrenlose Hunde und Katzen. Die Katzen residierten in der Küche, die Hunde hausten im Vorraum.

Dann aber kam eine große Wende, und zwar in Form einer Erbschaft. Eine entfernte Verwandte des Kirchendieners starb und vermachte ihm laut Testament ihr Haus in einem kleinen Dorf bei Preßburg mit der Bedingung, daß er ihren jetzt verlassenen Hund bis zu seinem Lebensende betreuen sollte. Der Kirchendiener machte sofort großartige Pläne. Das geerbte Haus sollte verkauft werden, statt dessen ein Haus mit Garten in Preßburg erworben, ein richtiges stolzes Tierheim.

Da der Kirchendiener unabkömmlich war, ersuchte er mich, damals „Redakteurin" an einem Preßburger Blättchen, in das Dorf zu fahren, das Haus zu besichtigen und den Hund zu ihm zu bringen. Ich sah schon den sensationellen Artikel, den ich über diese Angelegenheit schreiben würde, denn Sensationen waren damals noch selten.

Der Kirchendiener übergab mir auch den Haustorschlüssel zu dem geerbten Haus, der mindestens ein Kilo wog. Es goß in Strö-

men und war schon fast finster, als ich in dem Dörflein aus der Bahn ausstieg und buchstäblich durch die Hauptstraße rannte, um endlich den Regen und den eisigen Wind los zu werden. Das Haus fand ich ohne weiteres, es war das letzte Haus in der Hauptstraße, und andere Straßen gab es hier nicht. Ich drehte also den Schlüssel in dem Schloß um und – fiel beinahe vor Schreck um. Mir gegenüber stand in dem Vorhaus ein großes Viech, von dem ich zuerst annahm, es wäre ein ausgewachsenes Kalb. Weil aber Kälber niemals die Zähne fletschen und drohend knurren, mußte es ein Hund sein. Er rührte sich nicht vom Fleck, aber ich durfte mich auch nicht rühren. Sobald ich versuchte, die Hand mit dem Regenschirm herunter zu nehmen, knurrte er lauter und vielsagend.

Was jetzt? Das Wasser floß mir von dem Hut über den Rücken, das Kostüm war nur noch ein nasser Fetzen. Also verhandeln. Da dieses Dörflein ungarisch war, versuchte ich es zuerst mit der ungarischen Sprache. „Schau, Hunderl, laß mich doch hinein, ich tu' dir doch gar nichts!" Keine Antwort, nur das Geknurre verstärkte sich gefährlich. Offensichtlich verstand der Hund diese Sprache nicht. Also versuchte ich es noch deutsch, dann slowakisch und schließlich tschechisch, denn diese vier Sprachen gab es damals in der Slowakei. Dieser Hund mußte aber offensichtlich ein Ausländer sein, vielleicht ein Karpatorusse oder so, denn er reagierte auf meine süßen Schmeicheleien lediglich mit Zähnefletschen.

Na schön, also eine andere Taktik. „Du Hundsvieh, blödes", knurrte ich also erbost. „Willst du jetzt zum Teufel gehen oder nicht? Warte nur, dir werde ich es nachher schon zeigen, du häßliches Ungeheuer!"

Vorläufig war ich aber machtlos, und ich sah mich schon mit einer schönen Lungenentzündung auf dem Sterbebett. Na ja, in der Hölle war es wenigstens warm, aber hier. — Auf einmal hörte ich Schritte. Ein Eisenbahner kam, der in dem Haus eine Wohnung hatte. Ohne weiteres nahm er den Hund bei dem Halsband und brachte uns in das Zimmer der verstorbenen Frau, wo es zwar auch kalt war, aber wo es immerhin nicht regnete. „Sagen Sie", stotterte ich zähneklappernd. „Welche Sprache versteht der Hund?"

„Der Michl? Gar keine, der ist seit der Geburt taub, aber er ist brav und folgsam und ein guter Wachhund."

Die Nacht in dem Zimmer war zwar ruhig, aber nicht gerade gemütlich. Der taube Michl okkupierte das Bett, und ich durfte immerhin auf einem Stuhl Platz nehmen. In der Früh' brachte uns der Eisenbahner, der zweimal in der Woche in seinem Wagen Gemüse auf den Markt nach Preßburg brachte, zu dem Kirchendiener.

Einige Tage danach mußte ich mit der Elektrischen nach Wien fahren. Mir gegenüber saß ein Herr, der die Zeitung „Der Grenzbote" las, die für die Deutschen in der Slowakei herausgegeben wurde, und dabei schmunzelte. Dort stand nämlich ein Artikel mit der Überschrift „Welche Sprache spricht der Hund?" Da dort von einer „einfältigen Person" die Rede war, mußte ich annehmen, daß damit nicht der Michl gemeint war, sondern ich. Trotzdem war ich mit Michl später gut befreundet. Manchmal gab er mir sogar die Pfote.

Ein Kopf kommt nicht zur Ruhe

(Januar 1949)

Man muß sehr vorsichtig sein. Wien ist durch fremdes Militär besetzt. Jetzt, in der Nacht, ist es sehr schwierig, durch die Straßen zu gehen. Man muß den Wachposten ausweichen, wenn man das Losungswort nicht weiß.

Die Nacht ist kühl und windig. Die beiden einsamen Fußgänger hüllen sich fester in die langen, schwarzen Mäntel und gehen schneller. Jeder Schritt durchschneidet die Stille wie ein Paukenschlag. Achtung, Wache! Beide drücken sich an die Mauer. Die Patrouille geht langsam vorbei. Jetzt kann man wieder weiter.

Nicht eine warme Stube ist ihr Ziel, nicht eine lärmende Schenke. Vor einem großen Tor bleiben sie stehen. Das Tor ist zu, man muß über die Mauer klettern und hinunterspringen. Jetzt müssen die beiden Männer nicht mehr so vorsichtig sein. Hier schlafen alle. Niemand und nichts kann sie mehr erwecken.

Grabhügel, Kreuze, Grabsteine. Hier ist es! Ein frisches Grab. Rasch, den Spaten her! Nein, keine Laterne. Schweigend und verbissen arbeiten sie. Was war das? Ruft jemand? Nein, es ist nur das Käuzchen. Endlich ein metallener hoher Ton. Der Spaten hat den Sarg berührt. Den Sargdeckel heben! Faß an! Noch einmal! Dieses verdammte Käuzchen ist schon wieder hier!

Der schwefelgelbe Mond versteckt sich hinter einer schwarzen Wolke. Der alte Mann im Sarg sieht es nicht. Es rieselt. Der Tote spürt die kalten Wasserperlen nicht. Und doch – ist er wirklich tot? Er scheint zu lauschen. Sein schmaler Kopf mit der weißen Perücke ist zur Seite geneigt – ja, er lauscht. Aber nicht das unheimliche Geräusch hört er, wie ihm die Männer den Kopf abschneiden.

Nein, etwas anderes hört er. Tiefer und tiefer dringt die Säge in die Knochen. Noch tiefer. Und schneller. Nicht daran denken. An das Motiv aus den „Vier Jahreszeiten".

Ja, das ist doch das Motiv – und jetzt kommen im Kontrapunkt die dumpfen Schläge, das nahende Gewitter.

Grelle Blitze leuchten bläulich in das offene Grab. Eine Leiche ohne Kopf liegt da. Auf dem Sargdeckel glänzen matt große silberne Buchstaben: Joseph Haydn, Fürst der Musiker seines Zeitalters, geboren in Rohrau an der Leitha am 30. April 1732, gestorben in Wien am 31. Mai 1809.

Dies geschah in Wien während der französischen Besetzung, acht Tage nach Haydns Begräbnis. Johann Peter, Verwalter des Polizeistrafhauses, und Josef Karl Rosenbaum, Sekretär des Fürsten Esterhazy, stahlen Haydns Kopf. Beide waren begeisterte Anhänger der Gallschen Schädellehre. Sie bestachen (unglaublich, schon damals gab es so etwas?) den Totengräber und die Magistratsbeamten Ignaz Ullmann und Michael Jungmann, öffneten in der Nacht Haydns Grab und trennten seinen Kopf vom Rumpf. Peter nahm den Schädel mit nach Hause, präparierte ihn und verwahrte ihn in einem Glaskästchen. Später gab er ihn seinem Freund Rosenbaum, der ihn bis 1820 behielt.

Eisenstadt, 1820. Fürst Esterhazy hat einen hohen Gast. Den Herzog von Cambridge. Ihm zu Ehren wird Haydns Oratorium „Die vier Jahreszeiten" aufgeführt. Der Herzog ist begeistert, er ist aber auch ein bißchen befremdet, daß die irdischen Überreste des großen Tondichters in Wien und nicht in Eisenach, wo Haydn dreißig Jahre lebte, liegen. Fürst Esterhazy beschloß darauf, sofort Haydns Sarg nach Eisenstadt überführen zu lassen. Das geschah am 30. Oktober 1820. Zur allgemeinen Bestürzung fand man aber bei der Öffnung des Sarges einen kopflosen Körper. Mit Hilfe der Polizei, die aber in dieser Angelegenheit ziemlich lässig vorging und bemüht war, den Fall mehr zu vertuschen als aufzuhellen, kam man den Leichenschändern auf die Spur. Die beiden Diebe Peter und Rosenbaum beschuldigten sich gegenseitig, und die Behörden waren hochzufrieden, als Rosenbaum einen Totenschädel brachte,

den er als Haydns Schädel ausgab. Damit war der Fall erledigt. Die Hauptsache war, daß dadurch ein Riesenskandal vermieden wurde. Die Behörden waren zufrieden. Ob Haydn mit dem fremden Schädel zufrieden war, steht nicht in den Protokollen.

Viele, viele Jahreszeiten vergingen. Man schrieb das Jahr 1930. Ein prunkvolles Mausoleum wartete auf Joseph Haydn. Der Denkstein trägt in Goldlettern folgende Aufschrift: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und die Werke des Herrn verkünden."

Fürst Paul Esterhazy faßte den Entschluß, die Gebeine Haydns aus der Gruft, wo sie mit anderen Särgen der fürstlichen Angestellten lagen, in eine neue würdige Ruhestätte zu überführen. Die Öffnung der Gruft unter der Oberberger-Eisenstädter Kirche erfolgte am 8. Oktober 1930. Sechs Särge standen dort. In welchem ruht Haydn? Der dritte Sarg von links ist aus Nußholz und trägt keine Aufschrift. Das Skelett ist mit einem Samtgewand bekleidet, das bei dem ersten Lufthauch wie ein Spinnengewebe zerfällt. Der Schädel ist viel lichter als die übrigen Gebeine. Sein Unterkiefer ist mit einer Seidenschnur befestigt.

Wieder droht ein Riesenskandal. Neue Nachforschungen, die folgendes ergeben: Rosenbaum behielt den echten Schädel bis zum Jahre 1820. Auf seinem Totenbett gestand er den Betrug und gab Haydns Schädel seinem Komplizen Peter zurück. In dessen Besitz blieb er bis zu Peters Tod 1839. Trotzdem er den Schädel testamentarisch der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien vermachte, verschenkte ihn seine Frau an einen gewissen Doktor Karl Haller. Der gab ihn 1852 dem Anatomen Karl Rokitanzky. Nach dessen Tode forderte das anatomische Institut in Wien den Schädel. Die Söhne Rokitanzkys verweigerten aber die Ausfolgung und übergaben ihn 1895 der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, in deren Museum er sich bis heute befindet. In einem mit einer Lyra geschmückten hübschen Glaskasten.

Was dazu Joseph Haydn sagen würde, der Fromme und Ehrliche, steht in keinem Testament und keinem Protokoll.

Im Jahre 1932 war die Gesellschaft der Musikfreunde nicht abgeneigt, Haydns Schädel zurückzugeben. Sie forderte aber 50000

Pengö für „diesen Gegenstand". Fürst Esterhazy lehnte dieses Angebot ab. Nicht aus Geiz, sondern – er war ungefähr derselben Meinung wie Sie, liebe Leser. Es gibt Kopfjäger, das wissenwir alle. Man kann einen Schädel gegen ein paar Glasperlen umtauschen. In Afrika. Hier geht es aber um Haydns Kopf. In Österreich.

Man schreibt das Jahr 1948. Das Geschäft mit Haydns Kopf geht weiter. Österreich ist wieder von fremdem Militär besetzt wie zu Haydns Tod. In Eisenstadt erscheint ein eleganter Mann. Ein Schriftsteller ist er angeblich, ein gewisser Doktor Grohmann. Sehr selbstbewußt tritt er auf, er hat auch einen Grund dazu. Er arbeitet für eine Besatzungsmacht, er schreibt wissenschaftliche Artikel für eine westliche Zeitung. Und er ist angeblich bevollmächtigt, mit dem Festkomitee in Eisenstadt über die Rückgabe von Haydns Kopf zu verhandeln. Bevor er aber näheres erklären wird, verlangt er gewisse Sachen zu fotografieren. Das Mausoleum, das Innere von Haydns Gruft. Man will es ihm nicht gestatten. Die Verhandlungen scheitern. Doktor Grohmann kehrt nach Wien zurück und einige Tage später findet man ihn tot in seiner Wohnung. In den Händen hält er eine schriftliche Abhandlung über Haydns Kopf. Es wurde Selbstmord konstatiert. Man munkelte aber von einem Mord.

Dezember 1948. Eiskalt und heulend saust der Wind durch die Eisenstädter Gassen. Und doch, man geht ganz langsam. Bist du nicht gerade an dieser Ecke einmal gestanden, Joseph Haydn, als dir das Wintermotiv zu deinen „Vier Jahreszeiten" zum erstenmal im Kopf klang? War es vielleicht hier, hinter diesem Fenster, wo du das Spinnenlied „Knurre, schnurre" hörtest? Wohnte vielleicht hier in diesem kleinen Häuschen eines von deinen vielen Patenkindern? Gingst du einst durch dieses schmale, alte Gäßchen in deiner Offiziersuniform des ersten Kapellmeisters des Fürsten Esterhazy? Mit roten Schuhen, blauem Samtanzug mit Goldtressen – so wie wir dich von den vielen Bildern kennen?

Die Anschrift auf deinem Denkstein sagt die Wahrheit. Du bist nicht gestorben, du lebst in deinen Werken weiter. Wer kann sie alle aufzählen? Die vielen Ouvertüren – „Philemon und Baucis"

ist wohl die bekannteste – die Divertimenti, Kassationen und Serenaden, die Konzerte für verschiedene Instrumente, die Märsche und Tänze, die Streichquartette, Quintette und Trios, die Sonaten, die orchestralen Konzerte, die Opern, die Oratorien, die Kirchen- und Kammermusik.

Alles war für dich Musik. Die kleinen Freuden und Sorgen der Burgenländer verwandeltest du in Lieder. Meisterwerke der musikalischen Genremalerei schufst du. Den Verlauf eines Arbeitstages in Eisenstadt schildertest du, von der Morgendämmerung bis zum letzten Klang der Abendglocke. Den Weckruf des Hahnes hört man im Orchester. Ein mächtiges Krescendo malt farbenprächtig den Sonnenuntergang. Das Zirpen der Grille, das Schlagen der Wachtel, der Hornklang des Hirten, das Insektengeschwirr, das Quaken der Frösche, die schweren Schritte der Feldarbeiter.

So viele Klänge und Töne zogen durch deinen Kopf. – – –

Kopf. Man darf nicht träumen. Träumen von einem kopflosen Haydn? Schon mehr als hundert Jahre schachern sie mit deinem Kopf. Das muß doch einmal ein Ende haben.

Die Persönlichkeiten von Eisenstadt sind derselben Meinung. „Es ist ein Kulturskandal!" ruft empört der erste. „Ein Weltskandal ist es! Sind wir ein Kulturvolk oder Wilde? Die Gesellschaft der Musikfreunde verlangt für den Kopf 100000 Schilling. Erstens haben wir das Geld nicht, und zweitens – mit welchem Recht verlangen sie das Geld? Können Sie es mir sagen? Na also! Man muß endlich einmal in dieser Angelegenheit Ordnung machen."

„Darf ich also Ihre Meinung in unserer Zeitschrift veröffentlichen?"

„Was fällt Ihnen ein? Ich persönlich will mit der Sache nichts zu tun haben. Schreiben Sie einfach, daß Sie es hier in Eisenstadt so gehört haben. Daß es sozusagen die Stimme des Volkes ist. Mich, das heißt meinen Namen, dürfen Sie aber auf keinen Fall erwähnen. Verstehen Sie?"

Ich verstehe zwar nicht, aber ich kann nichts machen. Fertig. Draußen bin ich. Kein schöner Anfang. Na aber, die anderen werden bestimmt mehr Mut haben.

Ich warte auf die zweite Persönlichkeit. Über dem Schreibtisch hängt ein großes Bild in schwerem Goldrahmen: Joseph Haydn. Er lächelt. Bitter oder spöttisch?

Die zweite Persönlichkeit hat schon erfahren, daß ich von der Presse bin, und ist frostig höflich. „Ja, die Geschichte mit Haydns Kopf ist – sagen wir – peinlich. Man muß aber bedenken, daß die Gesellschaft der Musikfreunde der rechtmäßige Erbe dieses Gegenstandes, ich meine, des Schädels ist. Sie können recht haben. Es ist fraglich, ob man einen gestohlenen Totenschädel jemand testamentarisch vermachen kann. So weit kenne ich mich in dieser Angelegenheit nicht aus, ich bin kein Jurist."

„Ich auch nicht", unterbreche ich ihn und versuche, ruhig zu bleiben. „Glauben Sie aber, daß es vom juristischen Standpunkt aus wirklich möglich ist, eine gestohlene Sache jemand zu vermachen? Muß sie nicht, sobald der Sachverhalt behördlich geklärt ist, an die rechtmäßigen Erben zurückgegeben werden?"

„Wer ist aber in diesem Fall der rechtmäßige Erbe?"

„Der Kopf gehört dem Bestohlenen."

„Haydn ist aber tot."

Das stimmt. Und die anderen wollen leben.

Wieder bin ich draußen. Eine Papierhandlung. Ansichtskarten. Haydns Geburtshaus in Rohrau, Haydns Wohnhaus in Wien, Haydn, Haydn, Haydn – – –

Haydn ist tot. Die anderen wollen aber leben.

Noch zwei Persönlichkeiten muß ich besuchen. Viel Zeit habe ich nicht, der letzte Autobus nach Wien fährt um halb fünf ab. Das Ganze war in ein paar Minuten erledigt. Höfliches Lächeln, höfliche Phrasen. Sonst nichts.

Sonst nichts? Mein Gott, es sind doch deine Landsleute! Du hast diese Stadt berühmt gemacht, Festspiele sollen hier veranstaltet werden, und niemand traut sich, deinem armen Kopf zur ewigen Ruhe zu verhelfen? Wie lange soll er noch ein Schauobjekt bleiben? Findet sich denn hier wirklich niemand, der einfach als Mensch vernünftig denkt und menschlich fühlt?

Ganz mutlos bin ich. Wenig habe ich erreicht. Nichts habe ich

erreicht. Ich friere. Die engen Gassen sind plötzlich unfreundlich. Die Musik ist verklungen.

Gut, ich werde schreiben, was ich gehört habe. Und gleich.

Ich gehe in den Stadtkeller. Ganz leer ist das halbdunkle Lokal. Der Kellner stellt eine Petroleumlampe auf meinen Tisch, bringt mir ein Viertel Wein und lehnt sich an den Kachelofen.

Ganz sauer schmeckt der Wein. Ich schiebe das Glas zur Seite. Der Kellner kommt langsam zum Tisch. „Schmeckt es Ihnen nicht, Fräulein?"

„Nein", antworte ich kurz und schroff. Laß mich in Ruh', ich muß schreiben. Wütend spitze ich den Bleistift. Der Kellner steht noch immer da. Plötzlich habe ich eine groteske Idee. Ich werde den Mann nach seiner Meinung über die Geschichte mit Haydns Kopf fragen. Lächerlich! Der wird nicht einmal wissen, wer Haydn war. Probieren wir es aber doch. Spaßeshalber.

„Kennen Sie den Namen Joseph Haydn?"

„Unseren Haydn soll ich nicht kennen? Seine Hymne habe ich schon als kleiner Bub gesungen. Sehr musikalisch bin ich nicht, das kann ich nicht sagen, aber Haydns Musik muß, glaube ich, jeder verstehen. Man sieht direkt das Burgenland, wenn man die ‚Vier Jahreszeiten' hört. Unser Haydn. Wissen Sie, gar nicht stolz war er, gar nicht eingebildet wie die anderen Kapellmeister im Schloß. Mit einfachen Bauern ist er am Tisch gesessen und hat sich von Zigeunern spielen lassen. In die Weinberge ist er gegangen und hat sich Volkslieder von den Bauernburschen vorsingen lassen. Der hat es wirklich nicht verdient, nach seinem Tod schlimmer wie ein hingerichteter Verbrecher behandelt zu werden. Zuerst liegt er ohne Kopf im Grab, dann mit einem fremden Schädel, einer unserer größten Komponisten – – –."

„So, so", lächle ich ironisch. „Sie sind also der Meinung, daß die Sache nicht in Ordnung ist?"

„In Ordnung? Eine große Ungerechtigkeit ist es. Der Kopf in Wien in einem Schaukasten, der Körper hier – – –"

„Warten Sie", unterbreche ich ihn noch einmal. „Ich will diese

Geschichte über Haydns Kopf für eine Zeitung schreiben. Darf ich Ihren Namen nennen?"

Jetzt wird er davonlaufen. Die Geschichte ist zu heikel, wird er stottern, nein, ich bin ein einfacher Mensch, ich will keine Scherereien haben, ausgeschlossen – und verschwinden wird er.

„Selbstverständlich. Ich heiße Emmerich Windischhofer. Warum sollten Sie nicht meinen Namen erwähnen? Ich weiß doch, was ich sage, und ich stehe dafür ein. Schreiben Sie, daß wir alle – ich meine, wir alle kleinen Leute hier – nicht begreifen können, daß die Herren in Wien schon so lange mit Haydns Kopf ein Geschäft machen und jetzt noch ein größeres Geschäft machen wollen. Auch wenn das Testament richtig wäre – haben die Herren kein Gewissen und kein Gefühl? Warten Sie, ich schreibe Ihnen meinen Namen auf, damit Sie ihn nicht vergessen. Sie können übrigens von Haus zu Haus gehen, hier in Eisenstadt, und überall werden Sie dasselbe hören. Das, was ich Ihnen gesagt habe. Man handelt nicht mit Totenköpfen. Das leere Mausoleum wartet – und der arme Haydn – verdammt noch einmal – haben die Herren Musikfreunde kein Herz? Warum nennen sie sich denn Musikfreunde? Wenn sie wirklich Haydns Freunde wären –"

Jetzt ganz ruhig bleiben. Nicht aufspringen und dem Mann um den Hals fallen. Nicht schreien – jetzt kann ich wieder an die Menschen glauben. Bezahle dein Viertel, gib ihm die Hand und geh. Heulen kannst du auf der Straße. Ich danke dir, Emmerich Windischhofer. Nein, ich werde deinen Namen nicht vergessen. Nie.

Der überfüllte Autobus fährt langsam. Weiße Nebelschleier verhüllen die Weinberge. Jetzt ist die Musik wieder da. Da steht der junge Joseph Haydn, mitten im Jubel der Weinlese. Die rötliche burgenländische Erde leuchtet, die Sonne steht hoch an dem klaren Himmel, und ein Lied steigt zu ihm empor. Ein Lied aus den „Vier Jahreszeiten". Ein jauchzender Ton. Das war schön von dir, Emmerich Windischhofer. Ich werde es allen sagen, ich werde es schreiben.

Wir sind nicht allein, du und ich. Wollen vielleicht die Herren eine Auktion veranstalten? Stimmt es, daß der Schädel nach Amerika

verkauft werden soll? Warum wollte dieser Doktor Grohmann die Gruft fotografieren? Sollte vielleicht auch Haydns Sarg – nein, das darf nicht sein! Versteigern wollen die Herren den Kopf? Ein gut erhaltener Schädel von einem gewissen Haydn samt einem wertvollen Glaskasten – 100000 Schilling zum ersten – wer gibt mehr? Yes, wir zahlen mehr, zum zweiten – – –

Sag', Emmerich Windischhofer, werden wir es wirklich soweit kommen lassen?

Und was geschah weiter?

Wien war tatsächlich im Jahre 1949 besetzt, wie zu Haydns Zeiten, aber diesmal nannte man die Besetzer „Befreier". Die vier Sieger – Amerikaner, Sowjetrussen, Engländer und Franzosen – haben Wien in vier „Sektoren" zerstückelt und sofort in diesem von ihnen geschaffenen demokratischen Österreich Briefzensur eingeführt, ebenfalls die Zeitschriften- und Zeitungszensur, auch die Bücher mußten den Alliierten vor dem Erscheinen vorgelegt werden. Wir wurden registriert und immer wieder registriert, und die „Befreier" befreiten uns sogar auch von der Langeweile, denn es wurde Zwangsarbeit eingeführt, selbstverständlich unbezahlt.

Aber die Wiener sind halt keine Deutschen, wie die Alliierten schon während des Krieges entschieden haben, und in unseren neuen Identitätskarten stand: Muttersprache – österreichisch. Muttersprache hin und Muttersprache her, der Spaten oder der Besen, mit dem man im eiskalten Winter schon um sechs Uhr früh antreten mußte, zwecks Aufräumung der Ruinen, blieb eben ein Spaten oder ein Besen, ob schon deutsch oder österreichisch. Bald wurden die Wiener von den „Befreiern" als schlampig verschrien, und das stimmte auch, nicht leider, sondern glücklicherweise; denn

die Wiener meldeten sich nicht schon um sechs Uhr früh zur Stelle, wie es befohlen war, sondern kamen erst gegen acht Uhr gemütlich angetrabt, und erfanden für die kleine Verspätung immer wieder neue passende Ausreden. Wie gesagt, die Wiener sind schlampig, aber charmant schlampig, und so drückten die ausländischen Sklavenhalter bald alle Augen zu. Man munkelte später, daß die Alliierten Österreich nur darum geräumt haben, weil sie befürchteten, daß ihre Militärs durch die charmante Schlamperei angesteckt werden könnten.

Also, auch meine Reportage über Haydns Kopf erschien in österreichischer Sprache, und wenn ich damals geahnt hätte, was folgen wird, hätte ich sicherlich lieber über die Nahrhaftigkeit der Magermilch oder über die epochale Erfindung der Kaffeemühle geschrieben.

Als ich, wie fast alle Wiener damals, so gegen vier Uhr nachmittags vor der Heurigen Schenke schlotternd vor Kälte wartete – die Schenken öffneten erst um sechs Uhr abends, aber man mußte zum Unterschied zu dem Spaten und zu dem Besen viel früher da sein, sonst bekam man keinen Platz und der Wein für diesen Abend war auch bald weg. Als ich also die Tür der Schenke sehnsüchtig und wütend zugleich anstarrte, gab es im Österreichischen Parlament am Ring einen Sturm, vorläufig allerdings nur einen stillen Sturm. Der kommunistische Abgeordnete Ernst Fischer – ausgerechnet ein kommunistischer Abgeordneter – meldete sich während der Diskussion zu Wort, und obwohl über Kalorien und Schleichhandel diskutiert wurde, las er von der Rednertribüne herunter meine Reportage über Haydns Kopf vor, ohne auch nur ein Wort auszulassen. Zum Schluß fragte er die löbliche christliche Regierung, ÖVP, was sie jetzt nach dem mutigen Bericht der jungen Journalistin in Sache dieser einmaligen Schande zu tun gedenke.

Die Antwort erfolgte nicht sofort, denn die demokratische Regierung in dem befreiten Österreich durfte ohne Erlaubnis der vier Alliierten nicht einmal niesen oder die Socken wechseln.
Dieser Sturm im Parlament war also, wie schon gesagt, fast gar

kein Sturm. Den gab es erst einige Tage später, und zwar einen stürmischen Sturm. Die Redaktion der „Woche", die diese meine Reportage brachte, erhielt Tausende von Anrufen, so daß der einzige Telefonapparat, den sie zur Verfügung hatte, fast kaputt war. Der Briefträger schleppte jeden Tag ganze Berge von Leserbriefen in die Redaktion, nicht nur aus Österreich, sondern auch aus dem Ausland, denn viele ausländische Zeitungen haben über meine Reportage berichtet. Ich wurde derart stürmisch gefeiert, daß ich vor Stolz beinahe platzte.

Das Schicksal war mir aber wieder einmal gnädig, denn ich mußte nicht platzen, weil es sich herausstellte, daß die Österreichische Regierung schon vor Jahren beschlossen hatte, die Geschichte mit Haydns Kopf zu bereinigen. Dies verkündete der christliche Bundeskanzler unter stürmischem Applaus „wahrheitsgemäß".

Die Tageszeitungen der vier Besatzungsmächte, vor allem die amerikanische Zeitung „Wiener Kurier", brachte spaltenlange Artikel über den Kopf, so daß man nach der Lektüre der Besatzungszeitungen annehmen mußte, die Amerikaner und ihre Verbündeten sind nur darum in den Krieg gegen Deutschland gegangen, um Haydns Kopf aus dem Käfig der „Musikfreunde" zu befreien. Auch die anderen Zeitungen fast in der ganzen Welt brachten wochenlang riesengroße Artikel über den Kopf, als politisches Hauptthema, und alle, alle hatten angeblich schon vor Jahrzehnten gefordert, den Kopf zurückzugeben.

Nur mein Name erschien nirgends mehr und verblieb nur in dem stenografischen Report über die Rede des Abgeordneten Ernst Fischer im Österreichischen Parlament. Die kommunistische Partei hatte durch dieses ihr mutiges Auftreten keine schlechte Reklame gehabt, aber den Dank dafür erhielt sie erst im Jahre 1968, als sie gegen die Besetzung der Tschechei durch die Sowjetarmee protestierte. Ernst Fischer wurde deshalb aus der KPÖ ausgeschlossen und starb verlassen und verbittert.

Noch im Jahre 1949 gab es in Wien die größte Militärparade der Nachkriegszeit. Offiziere aller vier Besatzungsmächte in Parade-

uniform, Diplomaten, Künstler, prominente ausländische Gäste, Marschmusik und Defilierung vor der Ehrentribühne der österreichischen Regierung, endlose Festreden, und schließlich Abfahrt einer langen Kolonne von Tausenden von Wagen aus Wien nach Eisenstadt. In einer Prachtkutsche thronte in einem Blumenmeer für alle sichtbar der weltberühmte Totenschädel.

Die „Musikfreunde" waren als Ehrengäste auch dabei, obwohl sie durch den Verlust des Kopfes finanziellen Schaden erlitten haben. Wer den Kopf in dem Käfig sehen wollte, mußte 2 Schillinge 60 Groschen bezahlen, immerhin aber weniger, als wenn man sich die Affen im Zoo in Schönbrunn anschauen wollte, dort kostete es 3 Schillinge.

Wer nicht zu dieser großen Parade eingeladen war, war ich. Kein Bundesverdienstkreuz erhielt ich, nicht einmal ein „Danke schön" von den offiziellen Stellen.

Ich war aber nicht traurig darüber, denn ich habe mir vorgestellt, wie sich Haydn in der Gruft in Eisenstadt über seinen Kopf freute.

(Von der Exhumierung der Gebeine Joseph Haydns und ihrer Umbettung in einen Kupfersarg, der alsdann versiegelt wurde, ist ein ausführliches amtliches Protokoll vorhanden, dagegen keinerlei Protokoll über die Übergabe, Prüfung und Einlegung des echten Haydnschädels in den Kupfersarg. Nach den seltsamen Schicksalen – die einen makabren Schädelkult vermuten lasssen – wäre es doch hierauf besonders angekommen. So bleibt es dokumentarisch unbeweisbar, ob Haydns Schädel nun bei seinen Gebeinen ruht. v. Bebenburg)

Notturno

Ja, richtig, das Datum hätte Fanny beinahe vergessen. Sie nimmt noch einmal die Feder und schreibt: „Baden, am 11. Oktober 1816." Dann schließt sie das Tagebuch. Jetzt könnte sie schlafen gehen.

Fanny del Rios bleibt aber sitzen und starrt in die bläuliche Flamme des Kerzenlichtes. Ihre Eltern und ihre kleine Schwester schlafen schon längst. Ob er auch schon schläft?

Er, der heimlich Geliebte. Wie hat sie sich auf diesen Besuch bei ihm gefreut. Und er, er hat sie kaum angeschaut. Er schaut sie nie an, wenn er seinen Neffen in dem Pädagogischen Institut ihres Vaters besucht. Nie schaut er sie an, und sie ist doch nicht häßlich, die Fanny. Im Gegenteil, zehn, zwanzig Verehrer könnte sie haben. Sie träumt aber nur von ihm, von diesem verrückten Musiker, wie ihn alle nennen. Man erzählt sich schreckliche Geschichten über ihn. Häßliche Weibergeschichten.

Wie zum Beispiel damals, voriges Jahr zur Weihnachtszeit in Gumpoldskirchen, da nahm er sich so ein Frauenzimmer mit ins Gasthaus. Direkt von der Straße weg. Eine Straßensängerin war sie. Jetzt zu Weihnachten sang sie Sternenlieder. Von Haus zu Haus ging sie, in einem weißen Gewand, mit einem blauen Tuch. Mager und häßlich war sie, und singen konnte sie auch nicht. Alle Gäste im Gasthaus lachten über sie, der Wirt hätte das Bettelweib bestimmt hinausgeworfen, wenn sie nicht in seiner Begleitung gewesen wäre. Sie spürte es, daß ihr die anderen nicht gut gesinnt waren, und sie wäre am liebsten davongelaufen, aber er bat sie immer wieder: „Sing' weiter." Und so sang sie. Er schaute wie gebannt auf ihren Mund und zitterte wie im Fieber. Und dann – Fanny schämt sich direkt, daran zu denken – dann hat er das Frauenzimmer umarmt. Vor allen. Angeblich darum, daß er sie singen gehört hatte. Daß

er noch hört. Das war aber eine Täuschung. Er hörte nichts mehr. Nicht einmal die Weihnachtsglocken.

Fanny fröstelte. Schläfrig ist sie aber nicht. Nur neugierig. Da – nebenan ist sein Zimmer. Es wäre schön, sich es jetzt ganz allein, mitten in der Nacht, anzuschauen.

Sie steht auf, nimmt die Kerze und geht in das Nebenzimmer. Ein großer, kahler Raum, fast ohne Möbel. Nur ein Spinett steht in der Mitte, und Bücher und Noten liegen herum. Still ist es hier, nur das Metronom tickt eintönig. Ein abgegriffenes Höhrrohr liegt auf dem Spinett. Daneben ein schmales, billiges Heftchen. Ist es vielleicht das bekannte Konversationsheft, das ihm die Sprache ersetzt? Man muß ihm die Antworten aufschreiben, damit er versteht.

Oder – oder ist es vielleicht auch ein Tagebuch? Man könnte es öffnen, es ist ja niemand da, man könnte nachschauen, man könnte vielleicht erfahren, wer diese geheimnisvolle Frau ist, für die er die Lieder an die ferne Geliebte komponierte.

Nein, nein, das darf nicht sein. Das wäre ... – Die Neugierde und die Eifersucht sind aber stärker.

Fanny greift nach dem Heftchen und blättert fieberhaft darin. Mein Gott, hoffentlich steht nichts Unanständiges darin. Er kann manchmal so grob sein. Schweine hat er einmal eine adelige Gesellschaft genannt, als sie sich bei einem Spiel unterhielten.

Fanny ist enttäuscht. Nichts, gar nichts über Frauen steht in dem Heftchen. „Baumwolle kaufen, das mildert das Rauschen in den Ohren." – „Haydn sechs Groschen schuldig." Und immer wieder wütend über die ganze Seite gekritzelt: „Ich höre nichts! Ich höre nichts!"

Die Kerze flackert auf und erlischt. Fanny steht im Dunkeln. Sie spürt die Kälte nicht. Sie weiß nicht, daß sie weint. Sie weiß nicht, wie lange sie so dasteht. Sie wiederholt nur immer wieder: „Armer, armer Beethoven!"

So schwarz ist der Himmel. So einsam ist der Polarstern.

Langsam, ganz langsam kommt die Dämmerung. Die unsichtbaren Buchstaben in dem Heftchen werden wieder sichtbar.

Fanny öffnet es noch einmal. Auf Geratewohl. Zum Abschied. Und sie liest: „Du darfst nicht Mensch sein, für dich darfst du kein Mensch sein, nur für andere. Für dich gibt es kein Glück mehr als in der Kunst. Mut also, Mut!"

Eine gewisse Duse

Tatsächlich, „eine gewisse Duse" wurde sie damals in Wien genannt. Dazu noch in den „besseren" Kreisen. Wer ist das eigentlich überhaupt, ich bitt Sie? Eine Schauspielerin? Wie war der Name? Eleonora Duse? Nie gehört. Wer protegiert sie denn, ich meine, Sie verstehen schon. Niemand? Kein Verhältnis? Keine pikanten Skandale? Nichts? Na gehen Sie, und so etwas will Schauspielerin sein?

Natürlich durfte Eleonora Duse nicht im Burgtheater auftreten. Für diese unbekannte italienische Schauspielerin war das Carltheater gut genug.

19. Februar 1892. Sehr feierlich sieht der Zuschauerraum des Carltheaters nicht gerade aus. Das Parkett und die Logen gähnen vor Leere, und die vereinzelten „vornehmen" Besucher gähnen auch. Um die Langeweile im vorhinein zu demonstrieren.

Nur die Stehplätze sind gedrängt voll. Studenten, junge Künstler, ein paar Handwerker und Arbeiter, einige Ladenmädchen. Hungrig stehen sie da, denn statt des Nachtmahls wurden die Karten gekauft. Aber wer wird jetzt ans Essen denken. Gespannt starren sie den Vorhang an.

Und hinter diesem Vorhang steht eine müde, traurige, enttäuschte Frau. Das ist also das kunstbegeisterte Wien. Öde und trostlos sieht der Theatersaal durch das Guckloch in dem Vorhang aus. Der Mann dort, der verzweifelt hin und her rennt, das ist der Theateragent Tänzer. 800 Kronen waren in der ganzen Kassa dieses Abends, und mit mindestens 8000 Kronen hat er gerechnet. Schweigend stehen die Schauspieler ihrer Truppe um sie herum. Man wird wohl die anderen Vorstellungen in Wien absagen müssen. Und man braucht so dringend Geld. Das ist ein schwerer Schlag.

Die Glocke ruft. Die Frau zuckt zusammen. Mein Gott – jetzt spielen! In dieser Verfassung muß sie spielen.

Rasch fliegt der Vorhang in die Höhe. Noch rascher sprechen die italienischen Schauspieler. Man kann nicht verstehen, was sie sagen, auch wenn man gut italienisch kann. Und das können nur wenige von denen im Zuschauerraum. Man hüstelt, man tritt von einem Fuß auf den anderen, man wird zerstreut und nervös. Man kennt dieses Stück sehr gut. Man hat es schon oft und ganz anders in Wien spielen gesehen. Glänzende, packende Aufführungen.

Dann kommt die große Enttäuschung. Nicht die strahlend schöne junge Marguerite Gauthier betritt die Bühne. Eine nicht mehr junge, reizlose Frau erscheint.

Nicht einmal ordentlich geschminkt und frisiert ist sie. Das Kostüm hängt an ihr wie an einem Kleiderhaken. So etwas! So eine dünne Latte! Die will die Marguerite Gauthier spielen?

Nein, das will die Duse nicht. Sie will die Marguerite Gauthier nicht spielen, sie will ihr Leben leben. Sie will an diesem Abend die Marguerite Gauthier, wie sie von Alexander Dumas' Sohn erträumt wurde, sein. Mehr noch. Sie will dieses kitschige, rührselige Theaterstück zum großen, echten Theater machen.

Diese Frau hat wirklich nichts, was sie zu einer Schauspielerin prädestinieren würde. Nicht einmal eine Stimme. Ein Stimmchen ist es nur, hohl und brüchig. Ihr Partner, der ihren reichen Gönner spielt, ist wieder übertrieben laut. Jetzt hat er sich glücklicherweise zum Klavier gesetzt und spielt eine Romanze. Da wird er wenigstens eine Weile schweigen.

Die Duse schweigt auch. Ruhig sitzt sie auf ihrem Stuhl und lauscht. Schweigt sie aber wirklich? Ihre Augen sprechen, ihre Arme, ihre Hände sprechen. Sogar die toten Sachen auf der Bühne haben plötzlich eine Stimme. Alle und alles, die Bühne und den Zuschauerraum, hält diese kleine, aus der Gesellschaft ausgestoßene Marguerite in Bann. Alle und alles um sie herum ist verwandelt. Man vergißt, daß der Schauspieler, der den Armand Duval spielt, zu lange, gelbe Zähne hat. Das ist einfach Armand, der schöne Armand, und das ist die schöne Marguerite, und alle glauben

und alle wissen: nur so hat dieses Liebespaar ausgeschaut, nur so muß es ausschauen.

Gibt es Pausen? Hat man applaudiert? Niemand weiß es. Niemand denkt daran. Niemand von den Enthusiasten auf den Stehplätzen denkt an die frostige Nacht draußen, an den langen Weg, den man nach der Vorstellung nach Hause zu Fuß machen muß. Marguerite Gauthier muß jetzt einen viel längeren Weg gehen. Sie weiß es, sie kennt diesen Weg. Was nützt der Brief von Monsieur Duvals Vater, der eingesehen hat, daß er ihr Unrecht getan hat. Zu spät, jetzt ist es schon zu spät. Freilich, man muß ihn lesen, diesen Brief, die Rolle schreibt es vor.

Sogar zweimal liest ihn die Duse. Einmal laut, erfreut, hoffnungsvoll, und dann – dann kommt das Meisterstück, das keine andere Schauspielerin gewagt hätte. Sie liest diesen Brief noch einmal. Lautlos, und sehr lange. Und das Publikum wird nicht ungeduldig, denn man fühlt, man weiß – nein, nichts weiß man. Niemand weiß, daß jetzt die Duse nicht auf der Bühne ist, gar nicht in Wien.

Vielleicht ist sie in Paris. Auf dem Montmartre, am Friedhof. Am Grab der Josephine Duplessis steht sie, jener Frau, die Alexander Dumas' Sohn das Vorbild zu seiner „Kameliendame" war. Es gab keinen adeligen, reichen Armand Duval, es gab keine verwöhnte Kurtisane – nur eine kleine Fabrikarbeiterin Alphonsine, die, weil sie lungenkrank wurde, die Arbeit verlor und Straßendirne wurde. Noch heute legen die Pariser Midinetten Blumen auf ihr Grab. Veilchen meistens, künstliche Veilchen, die die weiblichen Häftlinge in den Frauengefängnissen Saint-Lazare und Fresnes machen.

Vielleicht um diese Frauen weint jetzt die Duse, nicht um das armselige, entschwindende Leben der Marguerite Gauthier. Keine berühmte Theaterstückperson stirbt jetzt auf der Bühne des Carltheaters. Nur ein einfaches Mädchen aus dem Volk, das leben wollte, um jeden Preis leben wollte, und das jetzt doch sterben muß. Den Schwindsuchttod, diesen typischen Tod aller kleinen Midinetten. Sie vermeidet absichtlich alle Effekte, die bei dieser Szene üblich sind. Keine Hustenanfälle, kein Keuchen, kein Hinübergleiten.

Im Gegenteil. Sie springt auf, läuft zur Tür, als wollte sie dem

Tod entkommen, dann aber kehrt sie mit hängenden Schultern und kraftlosen Händen zu ihrem Stuhl zurück. Sie will nichts mehr sehen. Gar nichts. Nicht den Armand, und nicht den bösen erbarmungslosen Gast, der neben ihr steht, den Tod.

Und doch mußte sie ihm später, fern von ihrer Heimat, in die Augen schauen. In Amerika. Dort starb sie.

„Als ich zum erstenmal nach einer stürmischen Überfahrt in Amerika landete", so schrieb sie, „und die große Stadt sah, nichts als Geleise, Wagen, Geschäfte, nichts als absonderliche Bauwerke, riesenhafte schreiende Reklamen, nichts als Lärm und Getöse, ohne eine Spur von Kunst, ohne einen Ruhepunkt für das Auge und für die Seele, da hatte ich nur einen Gedanken: Mich sofort wieder dem stürmischen Meer anzuvertrauen und unverzüglich zurückzukehren. Ich blieb zwar, ich mußte bleiben, aber in mir war immer eine tiefe Traurigkeit."

Sie wird in Amerika berühmt und gefeiert. Sie kehrt aber nach dem Ersten Weltkrieg doch nach Europa zurück. „Ich mußte einfach. Die Verwüstungen und das Elend haben mich aufgerüttelt. Ich will dort sein, wo man handelt, wo man hilft, und nicht länger hier im Exil."

Man hat sie damals auch gefeiert, nach der ersten Vorstellung im Carltheater in Wien. Man jubelte ihr zu, dieser müden, nicht mehr jungen Frau, die sich vor dem Vorhang scheu verbeugte. Sie war nicht mehr „eine gewisse Duse", sie wurde „die Duse". Die „besten" Kreise interessierten sich plötzlich lebhaft für sie. Sie bekam Einladungen, alle Türen standen ihr jetzt offen. Sie ging aber nirgends hin. Was sollte sie dort? Ein Schauobjekt sein? Man war erstaunt, man war entrüstet, man war empört, man verstand einfach diese Frau nicht, diese große Duse.

Sie blieb aber bis zu ihrem Tode eine kleine, einfache Frau. Bescheiden und demütig. So starb sie auch. Bescheiden und demütig auf der Schwelle des Theaters in Pittsburgh. Aufstehen wollte sie noch, weiterarbeiten. Ganz verwundert war sie, daß sie es nicht mehr konnte. „Aber – man muß doch handeln", hauchte sie.

Das waren ihre letzten Worte. So starb die Duse. Am 21. 4. 1924.

Bagatellen

Sie sind längst verbrannt, deine kleinen Kompositionen in Dur und Moll, die du Bagatellen nanntest. Längst hat man sie vernichtet, wie man dein Leben vernichtet hatte. Gewiß, deine musikalischen Kleinigkeiten waren keine großen Symphonien, der Tausende andächtig und hingerissen gelauscht hätten. In mir klingen sie aber weiter. Ein paar Takte nur, manchmal heiter und manchmal traurig. Dann entflieht die Melodie, erdrückt durch die eintönigen harten Töne des Schlagwerkes. Man hastet durch die Straßen, man stößt die Menschen an, und man wird gestoßen, man schimpft und wird beschimpft, man ärgert sich bei der Sperre in der Stadtbahn, weil der Schaffner die Fahrkarte dreimal in der Hand langsam und bedächtig umdreht, bevor er sie durchzwickt, obwohl er doch sehen muß, daß man es so eilig hat – endlich läuft man die Stiegen hinunter, der Zug ist schon da – gleich wird er – – –

Und da kommt mir eine alte Frau entgegen. Schwer steigt sie die Stiegen hinauf. „Gürtel", sagt sie. Nur das eine Wort. „Wiental", antworte ich und wir lächeln uns an wie zwei alte Bekannte. Jetzt muß ich nicht mehr drei Stufen auf einmal nehmen. Dieser Zug geht über den Gürtel. Ich drehe mich um. Die Frau ist nicht mehr zu sehen. Ein Mensch verschwindet leicht unter vielen Leuten, aber man vergißt ihn nicht. Diese fremde Frau hat nichts Welterschütterndes geleistet, nichts worüber man einen großen Roman schreiben könnte. Sie hat mir nur die Richtung des Zuges gesagt. Eine Kleinigkeit eigentlich. Es lohnt sich vielleicht gar nicht, deswegen so viele Worte zu machen. Dennoch – Gürtel. Das Wort klingt noch in mir. Ein Takt nur – nicht einmal eine Melodie, aber wenn ein jeder, der die Stiegen der Stadtbahnstation Meidling hinaufgeht, dem Hinunterhastenden die Richtung des Zuges nennen würde, wäre es nicht – – –

Was denn? Ein Chor vielleicht? Nein, aber es wäre schön.

Man geht durch viele Büroräume, man grüßt höflich und wird keiner Antwort gewürdigt, man wartet stehend, obwohl viele leere Stühle herumstehen, man setzt hundertmal am Tag das kleine Lächeln auf, das jedoch neben den würdigen Amtsmienen so armselig wirkt, daß man sich schließlich schämt – nicht für sich – für die anderen, die Geizigen, die hinter den Schreibtischen bequem sitzen und nicht einmal ein winziges Lächeln oder ein gutes Wörtchen für die Wartenden und Suchenden haben.

Wenn ich nicht wüßte, daß auf mich in der Fabriksgasse der alte Ferdl wartet, würde ich manchmal verzweifeln. Der Ferdl lächelt zwar auch nicht und spricht nie ein Wort. Er ist nämlich ein Pferd. Dafür lächelt und grüßt der alte Kutscher in dem geflickten, zu großen Mantel und dem zu kleinen steifen Hut. „Wir begrüßen Sie", ruft er immer schon von weitem. Ja, wir begrüßen uns, wir zwei arme Menschen und das alte Pferd. Und in diesem Augenblick kommen wir uns gar nicht so arm vor. Wir lächeln sogar. Der Ferdl allerdings nicht. Der wiehert. In Dur. Dann trabt er weiter. Traben ist ein bißchen übertrieben. Er geht halt.

Ja, es sind nur Bagatellen, nur Kleinigkeiten, aber das Leben besteht nur aus Kleinigkeiten. Wie eine große Symphonie aus kleinen Takten besteht. Und es kommt nur darauf an, ob sie in Dur oder Moll komponiert wird.

Das Phantom der Wiener Oper

Einsam und still steht sie auf der Ringstraße. Halb hinter einer Plankenmauer versteckt. Schreiende Plakate kleben auf der Mauer, laute Menschen gehen an ihr vorbei. Nur sie schweigt. Ihre großen Augen sind halb blind, ihr Körper ist mit Wunden besät. Fast wie eine Tote sieht sie aus.

Eine Limousine saust an ihr vorbei. Sitzt vielleicht in diesem Wagen jener, der an ihrem Unglück schuld ist? Fort ist er. Nur ein paar Takte Musik aus dem Radioapparat in dem Wagen bleiben.

„Sleep, my love."

Am 16. März 1945 brachte der Reichspressedienst deine Todesanzeige. Ganz kurz nur: „Beim anglo-amerikanischen Fliegerangriff am 12. März 1945 wurden erhebliche Schäden verursacht. Die Wiener Staatsoper erhielt Spreng- und Brandbombentreffer. Das Haus ist völlig ausgebrannt."

Das war alles. Kein Wort von den Gefühlen der Wiener, die ihre sterbende Oper umstanden.

5000 Tonnen Schutt und 150 Waggons Eisenschrott wurden später abtransportiert, meldeten die Zeitungen im Jahre 1946 trocken und nüchtern. Nur ein paar kurze Worte sind es, die diesmal über die Wiener Staatsoper berichten. Keine spaltenlange Artikel wie zur Zeit ihrer Erfolge und Triumphe.

Wunderst du dich, daß man dich so lieblos wie ein totes Ding behandelt? Weißt du nicht, wie der rote Mozart behandelt wurde? Er erhielt einen Platz in der „allgemeinen Grube", deren Lage schon nach wenigen Tagen nicht mehr mit Sicherheit festzustellen war. So steht es mit einer bewundernswerten Offenheit im Konversationslexikon geschrieben. So wurde der geniale Mozart begraben,

mit dessen Oper „Don Juan“ die Staatsoper, damals genannt das Hofoperntheater, am 25. Mai 1869 eröffnet wurde.

Ihre beiden Baumeister waren nicht dabei. Sie waren beide schon tot. Van der Nüll erhängte sich am 3. April 1868, sein Freund Siccardsburg erlag einem Schlaganfall im Juni 1868.

Warum mußte Van der Nüll sterben? Weil gegenüber der Oper der millionenreiche Ziegelfabrikant Drasche den protzigen Heinrichshof erbauen ließ, der das Operngebäude zu erdrücken drohte. Warum allerdings die Stadtväter bei dem Bau dieses Ungeheuers dem Herrn Drasche an die Hand gingen, ist nicht klar oder zu klar. Wie man will. Jedenfalls, van der Nülls Werk wurde von den Wienern verspottet und belacht. So eine versteckte Kiste, ein „Königgrätz der Baukunst“. So wurde eine der schönsten Bauten der Welt beschimpft. Daß später sein Werk von den Wienern und von der ganzen Welt ganz anders geschätzt wurde, das wußte van der Nüll nicht mehr.

Gewiß, sein Werk war herrlich, aber es war ein Kind der damaligen Zeit. Der prunkvolle Logenring war dem Adel vorbehalten. Das Parkett war die Domäne des wohlhabenden Bürgertums. Das Stehparterre mit den Affengittern und die vierte Galerie – na ja, man muß schließlich auch das Volk in die Oper gehen lassen. Das Volk kroch und drängte sich auf den engen, steilen Treppen. Die breite Erzherzogstiege wirkte dagegen wirklich aristokratisch. Die zwei, drei Erzherzöge konnten sich auf ihrer Stiege ganz gut ausweichen, ganz abgesehen von der Kaiserstiege, die natürlich nur für zwei Menschen bestimmt war. Selbstverständlich für keine gewöhnlichen Menschen. Für das Herrscherpaar.

Kaiserin Elisabeth war übrigens nicht bei der Eröffnung der Oper zugegen, was die Wiener für ein schlechtes Omen für das Gebäude hielten. Trotzdem war die Eröffnung feierlich und großartig. Wenn man die damaligen Wiener Zeitungen durchblättert, hat man den Eindruck, daß das Gelingen dieses Abends hauptsächlich den kostbaren Toiletten der adeligen Damen und ihrem funkelnden Schmuck zu verdanken war. Es liest sich wie eine Reportage über eine exklusive Modeschau. Zum Schluß wird so ne-

benbei Mozart und seine Oper erwähnt und der Prolog, der von der großen Tragödin Charlotte Wolter vorgetragen wurde.

Der Krieg war aus. Der Wiederaufbau begann. Das Volk wühlte in den Ruinen nach brauchbaren Gegenständen, hauste in halbzerstörten Wohnungen, schuftete, hungerte und fror.

Nicht alle natürlich. Man sah bald wieder elegante Menschen. Die für den Fremdenverkehr so unentbehrlichen Nachtlokale wurden bald wiederhergestellt. Man trank wieder Champagner. Aber das Champagner-Lied aus „Don Juan" erklang nicht mehr in der zerstörten Staatsoper. Freilich, sie muß auch aufgebaut werden, sie ist auch ein wichtiger Faktor des wirtschaftlichen Lebens. Aber nur langsam, so etwas darf man nicht überstürzen. Zuerst muß das Geld da sein und Baumaterial, debattieren muß man, und schreiben muß man darüber, die Presse ist sehr wichtig.

Man schrieb also. Angenehm über diese Angelegenheit zu schreiben war es für eine gewisse Presse nicht, aber schließlich, die paar Zeilen. Was kann man machen.

So, das wäre also erledigt. Was jetzt? Man könnte eventuell einen Wettbewerb für die Baupläne zum Wiederaufbau der Oper veranstalten. So etwas kann nie schaden.

Gesagt, getan. Der erste Wettbewerb brachte aber angeblich nicht das, was von ihm erwartet wurde. Macht nichts. Machen wir halt einen zweiten Wettbewerb. Ein bißchen besser waren die Pläne diesmal schon, aber – – –

Man findet überall ein „aber", wenn man will. Es ergaben sich natürlich Schwierigkeiten. Es ist nicht leicht, die vertikale Röhre des Zuschauerraumes der Staatsoper anders zu gestalten. Die Architektur kommt bei Umbauten in Konflikt mit der Optik und Akustik. Darauf haben die Herren von der Baukommission sehnsüchtig gewartet. Das Handelsministerium, natürlich im besten Einverständnis mit dem Unterrichtsministerium, diktierte sofort, ohne sich im geringsten um die Meinung der Öffentlichkeit zu kümmern, eine „ideale" Lösung: Die Oper wird einfach nach den alten Plänen von van der Nüll und Siccardsburg gebaut! Jedes Schnörksel muß wieder so sein, wie es war. Alles. Die sanitären

Anlagen, sogar die Kaiserloge – man kann nie wissen – und selbstverständlich auch das sehenswürdige Affengitter im Stehparterre.

Das Wort Tradition wurde wieder einmal mißbraucht. Die Tradition wurde natürlich sehr geschickt in Szene gesetzt. Man beweinte die schönen alten Zeiten, man schrieb rührselige Artikel über das gute alte Wien. Ja – die österreichische Tradition, das ist ein Zauberwort. Aus Tradition muß die Staatsoper genau so aufgebaut werden, wie sie war.

Viele verzichteten gerne auf die Tradition. Sie verzichteten sogar auf die herrliche Hofloge, samt ihrem Vorraum, den vornehmen, ganz in Braun gehaltenen Teesalon, auf die Kaiser- und Erzherzogsstiege, sie wollten nicht mehr die käfigartigen Logen und schmale Sitze, sie verzichteten auf die wilden Kämpfe in den überfüllten Galeriegarderoben, sie wollten von dem Stehparterre und dem Affengitter nichts wissen, nichts von der vierten Galerie, obwohl man von dort so fabelhaft die Füße der Sänger auf der Bühne sehen kann, sie wollten nicht mehr die mächtigen Marmorsäulen, die leider undurchsichtig waren.

Bis eine kurze Zeitungsnotiz vom 31. Januar 1949 allen Auseinandersetzungen ein Ende machte. „Die vorgesehenen 50 Millionen für den Wiederaufbau der Wiener Staatsoper wurden gestrichen, die Arbeiten müssen sofort eingestellt werden." Das war alles. Aus.

Ich wollte und sollte die Staatsoper besichtigen. Ich konnte aber nicht. Man betritt nicht gerne eine stille Gruft. Ich bin draußen vor der Plankenmauer gestanden, las zwanzigmal eine riesengroße Reklame, ohne sie zu verstehen. Ich dachte dabei an die vielen unbekannten Spender, die „ihre" Oper beschenkten. An den Mann dachte ich, der seinen Ehering schickte und dazu einen einzigen Satz schrieb: „Ich will mich mit der Oper vermählen." Ich dachte an die vielen unbekannten, nirgends erwähnten Arbeiter, die angeseilt, ständig in Lebensgefahr, über sechzig Meter tiefen Schluchten schwebten. An vieles dachte ich. An Toscanini, der für die Staatsoper aus akustischen Gründen ein Ziegeldach vorschlug. Sein Vorschlag wurde glatt abgelehnt. Ein Kupferblechdach wird

die Oper bekommen, wie es in dem ursprünglichen Plan van der Nülls vorgesehen war.

Arme Oper. Wann wird sie wieder zu neuem Leben erwachen? Wie viele Jahre werden noch vergehen müssen?

Sie wurde in acht Jahren gebaut. Zwischen den Jahren 1861 und 1869. Am 16. Dezember 1861 erfolgte der erste Spatenstich. Ihr erster Direktor war Franz von Dingelstedt.

Vielleicht stehe ich gerade auf der Stelle, wo einst Hans Richter, Weingartner, Schalk, Richard Strauß und der oft gerne vergessene Gustav Mahler standen. Wie viele weltberühmte Sänger gingen durch diese Tür hinein!

Die Stimmen vieler Sänger waren für einen Raum, der mindestens zweitausend Personen fassen kann, geschult. Deshalb ergeben sich heute im Theater an der Wien und in der Volksoper Schwierigkeiten. Auch die Orchesterräume dieser beiden Häuser sind zu klein. Im Theater an der Wien haben nur achtzig bis fünfundachtzig Musiker im Orchester Platz. Die großen Opern, zum Beispiel von Richard Wagner und einige von Richard Strauß, brauchen aber einen viel stärkeren Klangkörper.

Noch einige Zahlen. Im Jahre 1937 hatte die Staatsoper 78000 Kostüme. Im Jahre 1947 waren es nur 2519.

Die Wiener, selbst durch den Krieg bettelarm geworden, spendeten viel und gern für „ihre" Oper. Geld, Gold für die weltberühmten Fresken von Moritz von Schwindt, die durch die Löscharbeiten sehr gelitten haben. Notenpartituren und Teppiche brachte man, Stoffe, Kostüme und Einrichtungsgegenstände, Vasen und alte Waffen. Alle hofften, daß sie nach fünf Jahren, also im Jahre 1950, ihre geliebte Oper wieder werden besuchen können. Man sprach zuerst von fünf Jahren, dann von zehn Jahren, und jetzt heißt es also nie mehr. Es gibt einfach kein Geld für den Wiederaufbau der Oper, sagen die Herren Minister.

So steht sie also traurig da, die abgewiesene Bettlerin. Schäbig und verstaubt. Kein Gesicht hat sie jetzt, die einst tausende Gesichter hatte.

Seltsam, auch heute, wie vor achtzig Jahren, sind die Schicksale

der Wiener Oper und des Heinrichshofs verknüpft. Damals wurde der Heinrichshof erbaut und er stand breitspurig und protzig vor der Oper. Es ist ihm aber nicht gelungen die Oper zu erdrücken. Sein Inhaber, der Herr Fabrikant Drasche, überlebte allerdings die beiden Baumeister der Oper. Er scheint sogar noch heute zu leben.

Vielleicht heißt er heute anders, auch die Stadtväter heißen heute anders, aber die Situation ähnelt der vor achtzig Jahren. Allerdings, der Heinrichshof soll heute nicht aufgebaut, sondern niedergerissen werden. Ein prachtvoller Kinopalast soll an seiner Stelle erstehen. Die heutigen Stadtväter gingen dem heutigen Herrn Drasche wieder sehr an die Hand. Das Geld war sofort da. Dreißig Millionen. Für die Oper hat man keinen Groschen.

Wie wird es in „Tosca“ gesungen? „Wie sich die Bilder gleichen.“ Ja, leider. Daran wollen wir aber nicht denken. Lieber an die Butterfly, die „mit felsenfestem Glauben“ wartet.

Den felsenfesten Glauben haben wir alle. Wir werden aber nicht nur warten, sondern – mir fällt das richtige Wort nicht ein.

Und dann, wie Butterfly sagt – „eines Tages“ wird unsere Oper strahlendschön aus der Asche wieder erstehen, wie der Phönix. Das ist unser felsenfester Glaube.

Siegt die Wahrheit?

Der Leitspruch des ersten Tschechenpräsidenten Masaryk lautete bekanntlich: „Die Wahrheit siegt!" In Wirklichkeit aber siegte der „große Humanist" Masaryk durch eine Lüge, wie er es selbst in seinem Buch „Pameti" („Die Erinnerungen") zynisch zugibt. Er beschwindelte skrupellos den amerikanischen Präsidenten Wilson, als es sich im Jahre 1917 um die Gründung der „Tschechoslowakei" handelte. Wilson hatte bis dahin keine Ahnung, daß es irgendwo irgendwelche Tschechen gab, und so glaubte er ohne weiteres Masaryks Lüge, daß die Slowaken auch Tschechen wären, Tschechen, die einen Dialekt sprachen. Die zweite große Lüge Masaryks war „Die Schlacht bei Zborov", wo die Tschechen in der österreichischen Armee ihre österreichischen Kameraden restlos besiegt haben. In Wirklichkeit fand aber diese Schlacht niemals statt. Die Tschechen spazierten lediglich über die Kampflinie als Deserteure zu den Russen.

Übrigens, ein tschechisches Sprichwort ist aufrichtiger als Masaryks Leitspruch von der „siegenden Wahrheit". Nämlich: „Die Welt will betrogen werden, betrügen wir sie also gründlich." Was heute überall auch gründlich geschieht, in der Politik, in der Wirtschaft, in der Kunst, in der Propaganda usw.

Vor einigen Jahren veranstaltete eine weltbekannte Fotofirma einen Wettbewerb. Es ging um ein Foto, das die höchste Geistesgegenwart des Fotoamateurs beweisen sollte. Der Sieger war – selbstverständlich – ein Tscheche. Auf seinem Bild, daß in der Nacht „geschossen" wurde, sah man eine Silhouette eines Denkmales in Prag, zu dem einige Stufen führen. Der Platz davor war menschenleer, nur ein Blinder mit einer schwarzen Brille kam vorbei, stolperte über die Stufen und dabei flog sein weißer Stock durch

die Luft, wo er, auf dem Foto, senkrecht stehen blieb. Dieses Foto erschien in Tausenden von Zeitungen und Zeitschriften, immer begleitet mit einem Text, in dem das hohe Lob auf die Tschechen gesungen wurde, die zuerst unter den Österreichern und dann unter den Deutschen so furchtbar gelitten hatten.

Sonderbarerweise fragte niemand, warum der geniale tschechische Fotograf um Mitternacht durch Prag wanderte, und ausgerechnet in dem Augenblick knipste, als der weiße Stock durch die Luft flog.

Die Antwort darauf erhielt ich vor einigen Tagen von einem Tschechen, der hier bei dem „Deutschen" Fernsehen als Kameramann arbeitet, und der dabei war, als das Wunder mit dem Stock in der Luft passierte. Der Blinde war natürlich kein Blinder, sondern der Bruder des „Amateurfotografen". Die Sache mit dem Stock wurde sorgfältig lange geprobt, bis der Stock auf dem Foto richtig in der Luft „saß".

Ja, die Welt will halt betrogen werden, und sie läßt sich sogar gerne betrügen.

In Rom steht ein Denkmal für den Tschechen Jan Palach, der sich, so Presse, Rundfunk und Fernsehen in der halben Welt, aus Protest gegen die sowjetische Besatzung der Tschechei am Wenzelsplatz in Prag selbst verbrannt hatte. In Hamburg wird gerade ein Theaterstück über diese Heldentat des Tschechen Palach gespielt, und die Herren deutschschreibenden Kritiker weinen blutige Tränen über das Marthyrium des tapferen tschechischen Volkes, das unter der Barbarei der Deutschen so unmenschlich gelitten hatte.

Vor einigen Wochen kamen aus Ost-Berlin einige „kriminelle" Deutsche, die, dank der Politik des Herrn Friedensbundeskanzlers, in die Bundesrepublik entlassen wurden. Stundenlang saßen diese armen „Kriminellen" ohne Mäntel in dem kalten Wartesaal am Bahnhof und konnten sich nicht einmal eine Tasse Tee bestellen, weil sie kein Geld hatten. Erst dann erbarmten sich ihrer die Männer des Grenzschutzes und bestellten ihnen etwas zum Essen.

Gerade zur selben Zeit begrüßte man in Hamburg den Tschechen Lubos Pachman, den Prag großzügigerweise nach Westdeutschland

gehen ließ, da er hier als Schachmeister Triumphe feiern will. Presse, Rundfunk, Fernsehen, Prominente des öffentlichen Lebens, alles war natürlich dabei. Man kann sagen, es war ein Empfang eines Königs würdig, und der Herr Tscheche benahm sich auch dementsprechend.

Was nicht in den Zeitungen stand, das erfuhr man aus dem amerikanischen Sender in München. Herr Pachman erzählte vor dem Mikrophon seelenruhig, was in der Tschechei allerdings schon längst bekannt ist, aber nicht in Westdeutschland, Amerika oder England. Daß nämlich Herr Pachman in Prag beschuldigt wurde, den Verbrennungstod des Jan Palach verschuldet zu haben. Man hatte Palach eingeredet, daß es sich bei dem Brennstoff um das sogenannte „kalte Feuer" handelt, das zwar brennt, aber nicht verbrennt. Palach glaubte den Regisseuren und verbrannte restlos. Herr Pachman erzählte weiter, daß diese Version über seine Schuld „natürlich ein großer Blödsinn" wäre, aber immerhin fürchtete er sich seitdem, auf die Straße zu gehen, weil ihm seine Landsleute brieflich und telefonisch blutige Rache angedroht haben.

Wie war es? „Die Welt will betrogen werden", und ein Menschenleben ist heute weniger wert als das Leben einer Maus. Siehe Zonengrenze, wo Deutsche auf Deutsche schießen.

Unlängst kam aus Prag zurück der deutsche Journalist Horst Krüger und veröffentlichte seine Eindrücke in der „Neuen Rundschau". Herr Horst Krüger ist ein großer Tschechenfreund, und so besuchte er natürlich das Grab des Jan Palach auf dem Olschaner Friedhof, „wo noch immer für Palach Kerzen brennen".

Wo keine Kerzen brennen, das ist der Wenzelsplatz in Prag. Dafür brannten und verbrannten dort auf den Laternen zwischen dem 5. und 9. Mai 1945 Hunderte von Deutschen, auch Greise, amputierte deutsche Soldaten, Frauen und Kinder. Mit dem Kopf herunter und mit Benzin und Petroleum begossen. Die Tschechen benahmen sich dabei wahrlich kannibalisch. In 5 Tagen hat man nur in Prag, laut tschechischen Zeitungen aus dieser Zeit, über 100000 Deutsche grauenhaft zu Tode gemartert. Auch Katzen, Hunde und Pferde, weil es „deutsche Viecher" waren.

Und jetzt? Die Tschechen bei uns in Deutschland leben gut und fröhlich und erzählen sich unter sich von der „großen Hetz“, den Morden an den Deutschen nach dem Krieg. Kein Staatsanwalt darf sie belangen, auch wenn sie die Morde an den Deutschen öffentlich zugeben, denn die Greueltaten an den Deutschen nach dem Krieg sind, laut Beschluß der Alliierten, nicht strafbar. Dafür aber *vorbereitet man noch immer* „*Kriegsverbrecherprozesse*“, bei denen manche Zeugen über ein geradezu geniales Gedächtnis verfügen, indem sie sich ganz genau auch an solche Taten erinnern, die niemals geschahen.

„Die Wahrheit siegt!“ Schön, aber wann denn endlich?

Im Namen welchen Volkes?

Die sogenannte deutsche Kollektivschuld, die nach dem Zweiten Weltkrieg so schlau erfunden wurde, war eine hübsche Waffe gegen alle Deutschen und vor allem ein goldener Futtertrog für diejenigen, die keine Deutschen waren. Niemand von den Deutschen wurde von der Kollektivschuld befreit, denn sie ist halt eine Kollektivschuld, und damit ist alles gesagt.

Die Kollektivschuld wird aber auch weiter betoniert. Nämlich beim Gericht. Denn alle Urteile werden „Im Namen des Volkes" gesprochen. Das Volk ist also schuld, wenn ein Unschuldiger verurteilt wird oder wenn ein Verbrecher freigesprochen wird. Warum eigentlich im Namen des Volkes? Bejaht wirklich das ganze deutsche Volk die oft sehr merkwürdigen Urteile?

Es kam im Jahre 1969 ein tschechisches Ehepaar nach München. Es folgte die übliche Prozedur wie damals bei Tausenden und Tausenden Tschechen, die zuerst nach der Vertreibung schrien, weil man ihnen nicht zumuten könnte, mit den sudetendeutschen Barbaren zu leben, und die jetzt in der Bundesrepublik die Goldgrube entdeckten. Die tschechischen Herrschaften lernten zuerst deutsch. Für Wohnung, Kost und Geld sorgte kollektiv der kleine deutsche Steuerzahler. Die Deutschkurse dauerten bis zu einem Jahr. Im Jahre 1945 mußten die Deutschen in Prag großzügigerweise gar nicht tschechisch lernen. Sie wurden nur einfach gefragt „Mluvite cesky?" (Sprechen Sie tschechisch?), und wenn nicht, so wurden die Deutschen einfach auf der Stelle erschlagen. In der Tschechei war der Begriff „tschechische Kollektivschuld" nicht eingeführt.

Das tschechische Ehepaar, er Kameramann und Sohn eines tschechischen Gerichtspräsidenten in Prag, der hunderte Deutsche und Tschechen zum Tode verurteilt hat, fand sogleich einen lukra-

tiven Anschluß an den „deutschen“ Film. Sie wurde nach Erlernen der deutschen Sprache, so ihr Rechtsanwalt in einem Schriftsatz, „Betriebsingenieurin“ bei der Firma Siemens in München. Sie bewohnten in Schwabing ein elegantes Appartement mit allem Komfort, Fernsehapparat, Telefon, Auto usw. Nur zwei Stühle und eine Bettcouch, die sie sich angeschafft haben, kosteten 3500,– DM. Die deutsche Kollektivschuld bezahlte alles. Alles klappte also, bis auf die Ehe. Die tschechische Dame fand einen anderen Emigranten, der besser verdiente als ihr Ehegatte, und zog aus. Denn sie war an Luxus gewöhnt. Längst hatte sie vergessen, daß sie mit ihrem Mann in Prag in Untermiete bei den Schwiegereltern wohnte.

Dann kam die Scheidung, und die Scheidung tut bekanntlich weh, schon wegen der Gerichts- und Anwaltskosten. Der Kameramann beantragte das Armenrecht. Vonwegen der Kollektivschuld. Die Deutschen sind schuld, sie müssen also alles bezahlen.

Die erste Runde im Landgericht am 7. 6. d. J. stand aber nicht unter dem Motto „Sag beim Abschied leise Servus“. Was aber wirklich interessant an dem Kampf war, ist der Schriftsatz des Rechtsanwaltes der Tschechin, J. K. in München. Wörtlich lautet dieser Schriftsatz an das Landgericht wie folgt:

„Da umstritten ist, ob mit dem Erwerb des Flüchtlingsstatus nach Maßgabe des Gesetzes über das Abkommen vom 28. 7. 1951 über die Rechtsstellung der Flüchtlinge vom 1. 9. 1953 das Personalstatut des Art. 29 EGBGB noch Anwendung findet und ob demnach auf den vorliegenden Fall tschechoslowakisches Recht anzuwenden sei –.“

Die Tschechin bestand darauf, daß die Scheidung beim deutschen Gericht nach tschechischen Gesetzen erfolgen muß. Der Tscheche dagegen meinte nur, daß die Deutschen Narren sind, wenn sie sich so etwas gefallen lassen. Warum aber nicht schließlich nach tschechischen Gesetzen? In der Tschechei gibt es zum Beispiel für Mord oder Spionage die Todesstrafe. Nach tschechischen Gesetzen müßte also das deutsche Gericht einen tschechischen Mörder hier zum Tode verurteilen. Wie aber würde die Urteilsformel lauten? „Im Namen des deutschen Volkes nach tschechischen Gesetzen?“

Vorläufig liegt diese Formel noch nicht schriftlich vor, denn am 26. 6. 1973 erfolgte im Landgericht die zweite Runde. Zuerst geschah nichts Aufregendes. Dann aber flüsterte die Schriftführerin dem Vorsitzenden etwas ins Ohr, und der ersuchte die tschechische Dame beide Hände auf den Richtertisch zu legen. Und der Krach war da. Die Tschechin hatte in der Hand ein Minitonbandgerät verborgen. Der Richter behauptete mit erhobener Stimme, so etwas hätte er noch nicht in seiner ganzen Laufbahn erlebt, die Tschechin behauptete schreiend, sie kann hier tun und lassen, was sie will. Der Rechtsanwalt des Ehegatten behauptete, daß diese Methode die angeblichen „antikommunistischen" Emigranten charakterisiert. Der Rechtsanwalt der Tschechin behauptete gar nichts, weil er offenbar angesichts des kleinen „Spions" die Sprache verlor.

Leider beschlagnahmte der Richter das Gerät nicht. Vielleicht würde diese kleine Episode die Firma Siemens ein wenig interessieren, denn die tschechische Dame ist dort in einer Abteilung tätig, die eine gewisse Anziehungskraft auf Werkspionage haben könnte.

Zwecks Ladung der Zeugen wurde die dritte Runde im September 1973 angeordnet. Die Öffentlichkeit hatte keinen Zutritt.

Eine kleine Frage. Was hätte der Vater des Tschechen in seiner Eigenschaft als tschechischer Gerichtspräsident nach dem Zweiten Weltkrieg gesagt und getan, wenn man bei einem Angeklagten – die Tschechin hier ist der ehelichen Untreue angeklagt – ein Tonband in der Hand oder in der Hosentasche gefunden hätte?

Die Antwort bekam ich von dem tschechischen Kameramann Ivan K. „Das wissen Sie doch selbst auch, Sie waren doch damals in Prag." Jawohl, ich war damals in Prag, und ich habe einige nette Todesurteile gehört. Aber das Urteil wurde nicht im Namen des tschechischen Volkes gesprochen, sondern „Im Namen der Republik". So trifft die Tschechin keine Schuld an den Urteilen in der Stalinära und auch nicht an den heutigen Urteilen.

Caligula ist unter uns

Einst ernannte Caligula sein Pferd zum Konsul, jetzt ernannte Herr Urschlechter Ausländer zu Wählern. So weit, so gut, oder schlecht. Beide entschieden diktatorisch selbst, ohne ihre Untertanen zu fragen. Nur – Caligula war römischer Kaiser und kein Demokrat, und ein Pferd ist bekanntlich ein edles und intelligentes Wesen; der Oberbürgermeister von Nürnberg, Genosse Andreas Urschlechter, ist aber ein Demokrat, und die „Gastarbeiter", die er zu Wählern ernannte, zeichnen sich – laut Presse – nicht gerade immer durch edlen Chrakter und hohe Bildung aus.

Das Pferd des Imperators Caligula, das also Konsul wurde, bekleidete vergleichsweise das Amt eines Bundeskanzlers. Über seine Regierung steht in den Geschichtsbüchern leider nichts. Um so mehr erfährt man über die Regierung der Tierfarm, so heißt auch der weltbekannte Roman des englischen Schriftstellers George Orwel. Diese Tierfarm hatte zuerst eine demokratische Regierung, in der alle Haustiere vertreten waren. Langsam aber verwandelten sich die Schweine in Diktatoren und die Demokratie bestand nur noch aus der Anschrift an der Tür der Scheune, in der die Regierung residierte. Die regierenden Schweine, so schreibt Orwel, lernten so gut auf zwei Beinen zu gehen, daß auch viele Menschen aus der Umgebung der Tierfarm die Schweine von den Menschen nicht mehr unterscheiden konnten. Die Pferde der Tierfarm fielen dagegen unangenehm durch ihre kritische Intelligenz auf, und so beschlossen die regierenden Schweine sie dem Roßschlächter zu verkaufen.

Herr Genosse Urschlechter, der regierende Oberbürgermeister der noch immer ein wenig deutschen Stadt Nürnberg, hat auch sonst viel rühmliches getan. So betraute er mit der künstlerischen Lei-

tung des Dürer-Jahres den tschechischen „Professor" Svoboda, der bekanntlich nicht sehr von der Liebe zu den Deutschen geplagt wird. So konnte man zu diesem seinem Meisterwerk nur schlicht sagen „Armer Dürer".

Die „Gastarbeiter" sind also Wähler, ohne deutsche Staatsbürger zu sein. Man muß sagen, diese Tat des Herrn Urschlechter ist wirklich einmalig und originell, denn in keinem Staat dieser Welt dürfen Ausländer wählen. Es empfiehlt sich für die Restdeutschen in Nürnberg dringend und alsbald, Fremdsprachen zu lernen, falls sie die Absicht haben sollten, den Herrn Ausländern im Stadtrat eine untertänige Bitte vorzutragen. Außer spanisch und türkisch ist vor allem wichtig die jugoslawische Sprache, obwohl sie gar nicht existiert, denn die Jugoslawen sind Serben, Kroaten, Serbokroaten, Slowenen usw., und sprechen also serbisch, kroatisch serbokroatisch, slowenisch usw. Die Deutschen sollten auf alle Fälle schriftlichen Verkehr mit der ausländischen Obrigkeit vermeiden, denn unter diesen unseren regierenden Gästen gibt es bekanntlich Analphabeten. Lobenswert ist, daß einige „Gastarbeiter" schon wenigstens zum Teil der deutschen Sprache mächtig sind. Als Beispiel kann gelten der türkische Streikführer Targyn in Köln, der fröhlich immer wieder brüllte: „Macht alles Deutsch kaputt!"

Doch es gibt nicht nur rote Demokraten, sondern auch andere Demokraten. Der bekannteste unter ihnen ist unzweifelhaft Herr Franz Josef Strauß, vormals nur Franz Strauß. Auch Herr Strauß, genau wie Herr Urschlechter, sorgt sich sehr um die Ausländer. Diesmal ist es aber nicht in Nürnberg, sondern in München, und es sind nicht die „Gastarbeiter", die wählen dürfen und gewählt werden können, sondern die ausländischen Mitarbeiter des amerikanischen CIA-Senders Radio Free Europe. Obwohl diese Herrschaften wahrlich fürstlich leben – es gibt ja das hübsche Wort „Devisenausgleich" – jammert Herr Strauß, dieser Sender wäre notwendig und müßte unterstützt werden und bleiben. Für wen der Sender notwendig sein soll, sagte Herr Strauß nicht.

Eigentlich müßte diesem Befürworter eine kleine Episode be-

kannt sein, die diesen Sender betraf und in der sein Parteifreund, der Abgeordnete Gaksch, eine Rolle spielte. Im Jahre 1955 sagte vor dem Mikrophon des CIA-Sprachrohrs der Tscheche Hrebik, vormals der Führer des tschechischen Turnverbandes „Sokol“ (Falken), damals als Emigrant: „Jeder Deutsche ist ein geborener Mörder und Verbrecher.“ Daß man in Deutschland alle Deutschen ohne Ausnahme zu Mördern und Verbrechern stempeln kann, das konnte Herr Gaksch nicht begreifen. So fragte er bei den zuständigen Stellen in Bonn wieso und warum, und er erhielt sogar eine Antwort. Diese Behauptung wäre die historische Auffassung der Tschechen und dagegen könnte man nichts tun.

Also – alle Deutschen sind Mörder und Verbrecher. Alle, ohne Ausnahme. Ist Herr Strauß vielleicht kein Deutscher?

Caligula, der selbstherrlich regierte, ist noch immer unter uns. Zugegeben, Caligula war ein Despot und ein Diktator und kein Demokrat, aber er regierte zum Wohle seines eigenen Volkes und nicht der Ausländer. Und sein Bundeskanzler – Verzeihung – sein Konsul-Pferd, war ein edles Wesen.

Wann kehrt der Besen zurück?

Wir leben sozusagen im Zeitalter des Staubsaugers. Möglicherweise war das Zeitalter des Besens besser. Jedenfalls kann man einen Besen vielseitiger verwenden als einen Staubsauger.

Da jährt sich zum Beispiel der 100. Todestag eines gewissen Hoffmann von Fallersleben, der den törichten Satz „Einigkeit und Recht und Freiheit" gedichtet hat. Was soll man heutzutage damit? Haben wir vielleicht „Einigkeit und Recht und Freiheit"? Wir haben 2 (deutsche) Republiken, Recht hat immer nur das Ausland und statt der Freiheit haben wir die schöne Berliner Mauer. Kein Wunder also, daß keiner von den regierenden Herren in Bonn Zeit hatte, sich an den Dichter der deutschen Hymne zu erinnern.

Der Herr Bundespräsident ist ja, wie man liest und hört, schwer mit Sorgen belastet. Zu seinem Abschied als Präsident sollen 30000 (nichtzahlende) Gäste eingeladen werden. Der Herr Postminister Ehmke ist ebenfalls nicht nur sehr beschäftigt, sondern auch einfallsreich. Die im wahren Sinne des Wortes teuere (deutsche) Bundespost beschert uns eine neue Briefmarke mit dem Bild der Frau Genossin Rosa Luxemburg. Der naive Bürger glaubt, daß die Briefmarken die Abbildungen jener Menschen tragen sollen, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben. Allerdings, Frau Luxemburg hat sogar große Verdienste, nämlich um den Kommunismus. Die neue tschechische Ehefrau des Herrn Ehmke, geborene Hlavacova, war von der neuen Briefmarke direkt begeistert.

Aber auch in der Literatur gibt es immer etwas Neues und Lobenswertes. Es muß ja nicht immer ein genialer Schriftsteller wie Böll, Graß oder Zwerenz sein. Leider gibt es aber noch immer rückständige Leser, die nicht antiautoritäre Schulen besucht haben und also glauben, natürlich fälschlich, daß ein guter Roman drei

Eigenschaften haben muß. Die Handlung, den Stil und die Schönheit der Sprache.

Der „Münchner Merkur" hat den großen Verdienst, daß er einen Auszug aus einem Roman, betitelt „Der Maler", brachte. Der Klappentext besagt, „daß dieses Meisterwerk zu den wenigen Romanen gerechnet werden muß, in denen die Problematik und Vielschichtigkeit echten Künstlertums überzeugend gestaltet wird." Bitte, hier ist also eine Kostprobe aus diesem Meisterwerk. Die originelle Interpunktion und die Schönheit der Sprache ist authentisch.

„Mußte Rhoda sein die da kam an der Wandleiste histhusch herum zu ihm ihre weiße Quiekschnauze haucht wunschgepuderte Worte hinein in das was dein Mund war.

‚Hör töll sprüch zu mürr pisstu tooot?'

Krallen ausprobieren an der bleiernen.

‚O Gott, sag was!' Ach ach auch Rhoda aus dem letzten Loch pfeift es haha!

‚O mein Gott o mein Lieb o mein Lieblück geht tot ohne mich!'

Ihre Stirn ein kleines naß triefendes Waschbrett.

‚Meine Lipp mein gott hihilf happ doch jammer geklaubt hihilf doch ogott!'

Kein Segensschauer der Gewährung auf Rhoda die Maus. Gott läßt sich nicht rumkriegen.

Jetzt Don dran. ‚Bin gekommen, so schnell's ging. Krankenwagen, Ambulanz mit Arzt bestellt. Miß Courtney?'

Rhoda nur noch Stöhnen.

‚Kuck das Belld!' Don Maler Kindstudent Herzengel. ‚Diss iss Miß diss iss sein Meiss Miß – –'

Oh schollnschidochschischelnundtuscheln wegpischen nein INDIGO schönscheidet!

‚O Herr mein Gott!'

‚Miß Courtney nicht tot lebt doch lebt sehn Sie Miß COURTNEY?'

‚O mein Gott mein Leben mein Liebling!'

‚Miß Courtney, das läutet doch – noch.'

‚Sie sollen es ja nicht wagen!'
‚Mißburtnee schön da.'
‚Ja Don. Die Ampelins. Du liebst – hör Gott!'
Oh Rhosenrose.
Zu müde zu und end licht inde ggott – –"

Nein, das hat kein Irrer oder Betrunkener „gedichtet", sondern der Literaturnobelpreisträger 1973 Patrick White. So etwas hätte Schiller selbstverständlich niemals fertiggebracht.

Und nur noch eine kleine, aber nicht unwichtige Frage: Wann kehrt der Besen zurück?

Ist Wahnsinn ansteckend?

Der Wiener Psychiater, Professor Wagner-Jauregg, behauptete, gewisse psychische Krankheiten wären genauso ansteckend wie physische. Der Prager Psychiater Professor Heveroch behauptete dasselbe und bewies es sogar. Nämlich an sich selbst. Als nach seinem Tod sein Tagebuch geöffnet wurde, ergab sich aus den Eintragungen, daß Heveroch die letzten 30 Jahre seines Lebens nicht mehr geistig normal war. Er lebte ja ständig unter seinen irrsinnigen Patienten. Das interessanteste an dem Fall aber war, daß weder seine Kollegen, noch seine Hörer an der Universität etwas von seinem Irrsinn bemerkten. Allerdings, auch der Laie weiß, daß manche Wahnsinnige so raffiniert ihre Umgebung über ihre Krankheit täuschen, daß man erst begreift, daß der Betreffende nicht normal war, bis es zu spät ist.

Der amerikanische CIA Sender Radio Free Europe in München sendete vor einiger Zeit ein Gespräch in tschechischer Sprache mit dem amerikanischen Psychologen und Futurologen Professor Kahn, einem Emigranten aus Europa. Die Frage des Sprechers des Senders, ob Kahn die Regierungen der Welt für geistig normal halte, beantwortete der Experte mit einem schlichten „Nein". Allerdings, man könnte noch eine Zusatzfrage stellen. Nämlich – ist die Menschheit von heute, oder zumindest ihre Mehrzahl, geistig gesund?

Die oft gehörten oder gelesenen Behauptungen von dem Wirken der sogenannten Massenmedien, zum Beispiel Rundfunk und Fernsehen, erklären praktisch selbst an zahlreichen Beispielen, daß es mit der Vernunft der Menschheit nicht gerade gut bestellt ist. Woher aber kommt diese große und gefährliche Macht dieser Medien? Kein Mensch würde auf offener Straße laut schreien, er wäre für

die Ostverträge oder gegen die Ostverträge, wenn er allein ist. Ist er aber „mit der Masse" zusammen – als Masse wird jetzt fast grundsätzlich das deutsche Volk bezeichnet – so brüllt er ungeniert verschiedene Parolen mit.

Die Katastrophe für Deutschland war nicht eigentlich der verlorene Krieg, sondern die Umerziehung. Nicht nur den Jugendlichen wurde immer die große Alleinschuld der Deutschen suggeriert, sondern auch den Erwachsenen, die doch wußten aus eigener Erfahrung, daß vieles anders war, als es die volksfremden Umerzieher behaupten. Man erinnert sich – zuerst war der Morgenthauplan da. Die Deutschen sollten langsam ausgehungert werden. Rechtzeitig aber erkannten gewisse Regierungen der Welt – laut Professor Kahn nicht geistig normal –, daß man die Hungrigen nicht so leicht lenken kann wie die Satten. Der Erfolg dieser Sattheit ist großartig. Hat man einen Wagen und einen Fernsehapparat, eine Waschmaschine und einen Urlaub auf Mallorca – wer würde noch denken an die „verlorenen" Ostgebiete?

Die „Süddeutsche Zeitung" vom 1. 12. 1973 brachte eine kleine Episode, die aber vieles erklärt. Bei der Übertragung des Fußballspieles in Dresden fiel in einer Stadt im Ruhrgebiet – die nicht genannt werden will – der Strom plötzlich aus. Es hagelte sofort hunderte von telefonischen Drohungen. „Wir stecken die Stadt an, wenn die Sendung nicht sofort weiter geht!" Also, wegen eines Fußballspieles wollten die Deutschen eine deutsche Stadt einfach verbrennen. Wer von diesen „geistig normalen" Fernsehzuschauern würde aber wegen Königsberg oder wegen der Mauer in Berlin auch nur ein Wort verlieren?

Vor beinahe 100 Jahren erschien in der Schweiz ein Buch, das einen typisch futurologischen Inhalt hatte. Dort schildern nämlich die Verfasser fast haargenau die Zustände der heutigen Welt. Zum Beispiel – 22 Narren werden auf dem Fußballplatz herumrennen, und Millionen Narren werden begeistert zuschauen und dadurch von den lebenswichtigen politischen Ereignissen abgelenkt werden. Die Verfasser dementierten zwar sofort, Verfasser dieses Werkes

zu sein, das ganze wäre eine Fälschung. Ob aber Fälschung oder nicht, alles, was in diesem Buch „prophezeit" wurde, erfüllte sich.

Es ist sozusagen ganz normal, daß heutzutage Tausende von deutschen Rentnern zwar nicht den Hungertod sterben müssen, aber ständig mit dem Hunger leben müssen. Und es ist ebenfalls ganz normal, daß Bundeskanzler Brandt seinen 60. Geburtstag in der Dortmunder Westfalenhalle feiern wollte mit „nur" 12 000 geladenen Gästen. Sicherlich nicht bei Brot und schlechtem Kaffee, wie die armen Rentner. Viele „geistig normale" deutsche Bürger hätten diese kleine Feier des „großen" Mannes als normal betrachtet. Doch siegte die Vernunft, und die Feier unterblieb.

Wie ist es jetzt also? Hatten die Psychiater Wagner-Jauregg und Heveroch doch recht? Ist Wahnsinn wirklich ansteckend? Und hat der Psychologe und Futurologe Kahn vielleicht auch recht?

Der zahme Engel Samuel

Nein, der Engel Samuel kämpfte nicht im Dreißigjährigen Krieg, weder auf der katholischen, noch auf der anderen Seite, als der Haudegen Pappenheim auf Befehl seines Feldherrn Tilly die Stadt Magdeburg verbrannte, um dann als alleinschuldiger Mordbrenner in die Geschichte einzugehen. Möglicherweise hat damals der Engel Samuel noch nicht gelebt, er ist ja unser Zeitgenosse. Das heißt, es ist nicht genau bekannt, ob Engel Genossen sind oder umgekehrt, sagen wir also lieber, Samuel ist unser ausländischer Mitbürger, wie jetzt die 4 Millionen Ausländer in Westdeutschland offiziell genannt werden. Es geht halt nichts über die neuen logischen Begriffe. Früher war man einfach entweder Bürger oder Ausländer.

Manche Leute halten sich einen Hund oder eine Katze; die Prominenten bevorzugen exotische Viecher wegen der, deutsch gesagt, „Publicity". Herr Herbert G. hielt sich einen Engel namens Samuel, der so dressiert war, daß er aufs Wort gehorchte. Zum Unterschied zu den Lawinenhunden oder Haschischhunden spezialisierte sich Samuel lediglich auf den Teufel, der bekanntlich heutzutage überall in der Welt sein böses Werk betreibt, wie zum Beispiel die chronische Inflation. In diesen Tagen staunten die Richter in Ravensburg nicht wenig, als sie hörten, was so ein zahmer Engel alles fertigbringt, und dabei verhältnismäßig billig.

Ein Bauer im Allgäu bezahlte zum Beispiel für 3 Liter „Heilgetränke", für Mensch wie auch für Ochsen verwendbar, „nur" 10000 Mark. Jede Krankheit kommt ja bekanntlich vom Teufel, und darum kann nur ein Engel die Medizin herstellen. Der Engel Samuel betrat bei einem anderen Bauer den Stall, besah sich die Kuhschwänze, und schon wußte er den Rat, damit die Kühe mehr Milch geben. Dieser Bauer zahlte etwas mehr als 10000 Mark, leider

aber war der Teufel diesmal stärker, und die Kühe lieferten auch weiter keinen Tropfen Milch mehr. Der dritte Bauer bezahlte für die „totale Entteufelung" seiner Wirtschaft ohne weiteres 44000 Mark.

Ein wahres Meisterstück vollbrachte Samuel aber bei einer Bäuerin. Kaum flog er in die Küche hinein, schon entdeckte er den Teufel unter dem Fußboden. Die Tat folgte sofort. Samuel ordnete an, ein Hufeisen an die Stelle anzunageln, wo der Teufel seinen gehörnten Schädel hatte. Sodann sollte man jeden Tag dreimal mit dem rechten Schuhabsatz kräftig auf das Hufeisen stampfen, und selbstverständlich machte sich der Belzebub bald davon, denn so eine Behandlung hält nicht einmal ein Teufel aus.

Wenig Verständnis fand für den stolzen Besitzer des Engel Samuel die „Münchner Abendzeitung", denn sie nannte ihn einen gewissenlosen Betrüger. Die Richter in Ravensburg, offensichtlich auf den Umgang mit Engeln nicht geübt, verurteilten den Herrn Herbert G. zu 6 Monaten. Mit Bewährung natürlich, wie es aus humanen Gründen jetzt üblich ist. Das bedeutet, daß der Engel Samuel nicht arbeitslos wird, sondern während der Bewährungszeit wenigstens Kurzarbeit leisten kann. Übrigens, sein Dressurmeister hat es nicht mehr notwendig, sich mit dem Teufel oder armen Teufeln abzugeben, denn er kassierte so viel, daß er jahrelang sorglos leben kann. Die Betrogenen erhielten die Honorare nicht zurück. Ob der Engel Samuel an den Geschäften beteiligt war, ist nicht geklärt worden, da Samuel bei der Verhandlung im Gerichtssaal nicht anwesend war.

Man könnte darüber lachen oder sich ärgern, aber es gibt noch interessantere und ärgere Geschichten. Laut „Frankfurter Allgemeine Zeitung" vom 3. 4. 1974 verlangt die griechische Regierung von der „Deutschen" Bundesrepublik die sofortige Bezahlung von 300 Millionen Mark, als Entschädigung für die im Ersten Weltkrieg von der Kaiserlichen Deutschen Kriegsmarine versenkten griechischen Schiffe. „Ein bundesdeutsches Gericht", so schreibt die FAZ, „hat schon die Rechtmäßigkeit der griechischen Forderung anerkannt."

Nicht auszudenken, aber möglich ist es durchaus, daß wir auch die Schäden, die von den Deutschen im Dreißigjährigen Krieg verursacht wurden, werden bezahlen müssen. Für die Verbrennung der Stadt Magdeburg würde vermutlich Ostberlin kassieren.

Es bleibt nichts anderes übrig, als sich einen Engel anzuschaffen, der mit den Teufeleien fertig wird.

Die rote Krone

Endlich ist also die Zeit des großen Jubels da! Die Krönung der Ostpolitik des Herrn Genossen Friedensbundeskanzlers, der nicht mehr Bundeskanzler ist, weil er kein Säulenheiliger war, der Prager Vertrag zwischen Bonn und Prag ist fertig. Zwar bedeuten die Beziehungen zwischen den beiden vorläufig lediglich nur wirtschaftliche Zusammenarbeit. Das heißt, die lieben Tschechen haben großzügig eingewilligt, Millionen und noch einmal Millionen von uns am laufenden Band anzunehmen. Die Zeitschrift „Der Ungardeutsche" berichtete schon vor Monaten über die bescheidene Forderung der Tschechen, sich einstweilen mit „nur" 6 Milliarden Mark zu begnügen.

Und wofür müssen wir zahlen? Klar doch, für den Massenmord und Massenraub an den Deutschen in der Tschechei nach dem Krieg und schließlich auch für die Vertreibung. Allerdings, so der Prager Rundfunk und die tschechischen Zeitungen, verzeihen können die Tschechen den Deutschen niemals, und auch nicht vergessen die furchtbaren Greueltaten der Deutschen während des Krieges an den armen, wehrlosen Tschechen.

Tatsächlich, die Greueltaten, unvorstellbare Greueltaten, sind wirklich geschehen, es war zum Beispiel am 8. Mai 1945 in Prag am Karlsplatz. Um den Luftschutzbunker herum drängten sich johlend und brüllend Tausende von Tschechen, vor allem junge tschechische Damen, und sahen gierig zu, wie die Kinder, 300 vielleicht, in der Bunker hineingestoßen wurden. Eines der letzten Kinder, ein kleines Mädchen, mußte getragen werden, denn seine Beine wurden bei einem Luftangriff im Reich verbrannt, und dieses Kind trug eine Puppe und lächelte die Tschechen an. Es lächelte seine Mörder an, denn diese Kinder aus dem deutschen Kinder-

krankenhaus wurden lebendig eingemauert. Nur eine einzige Tschechin, die hochschwangere Frau des tschechischen Verlegers Coufal, hatte Mitleid. Knieend bettelte sie ihre Landsleute an, den Bunker nicht zuzumauern. Diese Kinder sind doch unschuldig, so schrie sie, und wir sind doch Masaryk's Volk, wir sind Humanisten. Das Masaryk's Volk und die Humanisten stürzten sich auf sie und schließlich erhielt sie „einen Gnadenstoß", einen Fußtritt in den Bauch.

Die Illustrierte „Quick" veröffentlichte vor einiger Zeit eine Artikelserie über das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen in verschiedenen Ländern. Gerade in diesen Tagen kassierte in Bonn Herr Tito, geborener Broź, Marschall aus eigenen Gnaden, einen „Kredit" von 700 Millionen Mark. Vermutlich als Dank für den Löwenzahn, den die hungernden gefangenen deutschen Soldaten in Jugoslawien gegessen haben. (Dokumentation der Illustrierten „Quick"). Nach dem Genuß des kostbaren Löwenzahns, die Jugoslawen bezeichneten es als „Diebstahl des nationalen Eigentums", wurden sie ausgepeitscht und in die blutigen Wunden wurde Salz gestreut und nachher noch kochendes Wasser gegossen. Der Halbtscheche Broź-Tito ordnete selbst diese „Behandlung" der deutschen Kriegsgefangenen an.

Die Dokumentation über die deutschen Soldaten in der tschechischen Gefangenschaft – die Tschechen durften Gefangene machen, obwohl sie an dem Krieg nicht beteiligt waren – „wurde nicht freigegeben", und so lagern die 12000 Exemplare dieses Werkes bis heute in dem Keller eines Verlages in Bielefeld. Das ist nämlich die demokratische Pressefreiheit.

Doch, um gerecht zu sein, muß man auch über das hübsche Geschenk sprechen, das wir anläßlich der Krönung der Bonner Ostpolitik von den Tschechen erhielten. Ein Büchlein, nicht mit dem typisch roten Umschlag und einem unauffallenden Titel „Probleme des Friedens und des Sozialismus". Schade nur, daß sich die Herren in Bonn fast pausenlos mit Wahlkämpfen beschäftigen müssen, die Lektüre dieses Büchleins könnte sie interessieren.

Andererseits, etwas Neues brachte dieses Büchlein, herausge-

geben in Prag, Thakurova 3, eigentlich nicht. Von dem demokratischen Sozialismus ist dort die Rede, dem einzigen gangbaren Weg zum Weltkommunismus. Diesen Weg haben wir übrigens schon überschritten. Großes Lob spenden die Verfasser dem „Friedenskanzler" Brandt, der die Entspannungspolitik erfunden hat. Diese Entspannung müsse unbedingt von seinem Nachfolger fortgesetzt werden. Falls nicht, wird die Rechnung präsentiert, so steht es dort wörtlich.

Freilich, Revanchisten und Nazisten gibt es nur in Westdeutschland, die Untertanen des Herrn Genossen Honecker sind durchweg in Ordnung und vor allem tschechenfreundlich. Es gibt nur einen einzigen ewigen Frieden für diese Welt, und das ist der Friede des Weltkommunismus. Das haben die Tschechen schon im Jahre 1945 gewußt, als auf tausenden Plakaten in Prag das Losungswort „Mit der Sowjetunion auf ewige Zeiten!" zu lesen war. Jetzt wissen wir es also auch.

Der Prager Vertrag ist die rote Krone der Ostpolitik der roten Regierung in Bonn. Und was sagt die „Sudetendeutsche Landsmannschaft" dazu? Man „protestiert", aber nicht zu laut. Der Tscheche Jiri Brada, vormals Mitglied der tschechischen STB (Verband der nationalen Sicherheit = Politische Polizei), ebnete dem jetzigen Sprecher dieser Landsmannschaft die Wege zum CIA. Man fragt sich nur, ist dieser amerikanische Geheimdienst wirklich den vertriebenen und beraubten Sudetendeutschen wohlgesinnt? Aber über diese nette Zusammenarbeit steht natürlich nichts in der „Sudetendeutschen Zeitung". Eigentlich müßte die Landsmannschaft wissen, was Brož-Tito in einer Rundfunkrede über den amerikanischen Geheimdienst sagte. Er nannte ihn ganz kurz zionistisch und verbrecherisch.

Sicherlich, die lebendig eingemauerten kranken deutschen Kinder in dem Luftschutzbunker in Prag sind längst erstickt und weinen nicht mehr, und solche Lappalien werden doch in einem Vertrag nicht erwähnt. Und die Puppe, die damals dabei war, die hat niemals geweint, denn Puppen weinen nicht. Nichts also stört den großen Jubel über den Prager Vertrag.

Die Friedhofsindustrie

Für die Christen ist es eigentlich wie in einem Selbstbedienungsladen. Man kann sich aussuchen: entweder schläft der teuere Tote den ewigen Schlaf, oder, so sagt Herr Pfarrer bei seiner gut bezahlten Rede am offenen Grab, ist der teuere Heimgegangene schon im Himmel. Die dritte Möglichkeit ist, daß die arme Seele des jetzt leblosen Menschen irgendwo auf das Jüngste Gericht wartet. Übrigens, in vielen anderen Sprachen heißt das „Jüngste Gericht" das „Letzte Gericht", aber das ist Nebensache, denn Gericht bleibt Gericht.

Das erfuhren in diesen Tagen ein Hamburger und ein Westfale, als ihnen ein Gericht in Berlin verboten hat, die Urnen mit der Asche der Toten im eigenen Garten zu vergraben, beziehungsweise in einem Wald, dessen Eigentümer der Verstorbene war. „Es gibt", so heißt es amtlich verklausuliert in der Urteilsbegründung, „einen Friedhofs- und Urnenzwang, dem sich jeder unterwerfen muß." Man sieht also, in einer Demokratie sind nicht einmal die Toten frei. „Wäre die Urne", heißt es weiter, „anderswo als auf einer eigens dafür vorgesehenen Fläche, nämlich einem Friedhof, begraben, würde diese Handlung das Empfinden einer breiten Bevölkerungsschicht gröblich verletzen. Nur auf dem Friedhof ist die Totenruhe hinreichend gewährleistet."

Also kein Garten und kein Wald, denn dort ist die Totenruhe nicht gesetzlich garantiert. In einem Wald gibt es Rehe und Hasen – nicht auszudenken, wenn man sich vorstellt, daß diese unvernünftigen Tiere, die von Friedhofsgesetzen keine Ahnung haben, ausgerechnet über die Stelle laufen würden, wo die Asche des Toten ruht. Oder eine Amsel mit Familie könnte ausgerechnet auf dem Baum nisten, unter dem die Asche in der Urne auf das Jüngste

Gericht wartet. So eine Amsel singt, ohne zu bedenken, daß eine Urne Friedhofsruhe braucht. Zum Glück gibt es aber noch Richter, und nicht nur in Preußen.

Wanderer, der du nach München kommst, erschrecke nicht, wenn du schon von weitem ein furchtbares Gebrülle hören solltest. Es sind nicht losgelassene Löwen im Tierpark Hellabrunn, nein, du bist in der Adalbertstraße und das Gebrülle und der Lärm kommen von einem Friedhof. Aber nicht die Seelen der sündigen Toten, die in der Hölle braten, brüllen so, es sind liebe, spielende Kindlein im Alter von 2 bis 20 Jahren. Zukünftige Beckenbauers jagen den Ball, der den Fußballstars Millionen einbringt, über die Grabplatten, Goool! – und schon fliegt der Ball der steinernen Gottesmutter mitten ins Gesicht. Schreiende Kindlein sausen auf Fahrrädern über die Grabhügel, unter denen die Toten lachen.

Jawohl, sie lachen, sagte der Herr evangelische Pfarrer Wolfgang Wunderer, denn die Toten freuen sich, daß ihre letzte Ruhestätte als Kinderspielplatz dienen darf. Auf den hohen Grabsteinen sonnen sich ältere Kinder, junge Damen fast ohne Textil, und blättern in Pornoheften, die dann auf den Gräbern statt Blumen zerstreut bleiben. Leere Konservenbüchsen schmücken die Gräber, Bierflaschen statt Kerzen stehen und liegen herum, auf den uralten Grabkreuzen klettern Kinder, und wenn einem Engelchen der Kopf abgehauen wird, was ist schon dabei?

Erstens ist der Engel nur aus Holz, zweitens hat er schon lange genug geheult, und drittens, schrieb die „Bild-Zeitung", die Kinder müssen zerstören, denn nur so bildet sich eine starke Persönlichkeit. Daß diese zukünftigen starken Persönlichkeiten eines vorbildlichen demokratischen Staates auch gewisse Bedürfnisse haben, ist selbstverständlich. Da es aber auf diesem alten, rückständigen Friedhof keine Toiletten gibt, wozu ist das Gras da und die Gebüsche? Die Hauptsache ist, daß der Herr Pfarrer weiß, daß die Toten zufrieden sind und lachen. Damit ist die gesetzlich geschützte Totenruhe hinreichend gewährleistet.

Es ist halt eine komische Sache mit den Friedhöfen. Auf dem kleinen alten Friedhof in Bogenhausen in München kostet ein

Platz für ein Grab 200000,– DM. Die Reichen haben das Recht, auch nach dem Tod unter sich zu bleiben. Außerdem zahlt man natürlich Jahresmiete für das Grab, die würdige Pflege des Grabes und einmal oder mehrmals jährlich die Totenmesse in der kleinen Kirche auf dem Friedhof. Alles hübsch nach Tarif berechnet, wie in der Industrie.

In Paris auf dem Friedhof am Montmartre gibt es ein Grab, das schon von weitem weiß leuchtet. Es sind lauter Visitenkarten, die Friedhofsbesucher aus der ganzen Welt der hier begrabenen „Kameliendame“ bringen.

In Karlsbad gibt es einen vorbildlich gepflegten Friedhof mit lauter kleinen Gräbern und Miniaturgrabsteinen, ein Hundefriedhof. Die Schrift auf den Marmorplatten ist überall deutsch, sie stammen noch aus Österreich-Ungarn. Die Tschechen, die sonst nirgends ein deutsches Wort dulden, haben sie belassen, denn sie sind eine Sehenswürdigkeit und dafür wird ein hohes Eintrittsgeld verlangt.

In Brünn, in einem Kloster in der Adlergasse, ist ein Vogelfriedhof, ebenfalls noch aus Österreich-Ungarn. Das Kloster ist seit dem Jahre 1918 kein Kloster mehr, aber der Kanarienvogel Pipsi und die Amsel Susi schlafen noch immer dort. Natürlich wird auch hier ein hohes Eintrittsgeld kassiert.

Und was stand auf dem Brettchen über dem winzigen Gräblein in Salzburg? „Hier ruht mein alter Narr, der Vogel Star.“ Letzter Gruß von Wolfgang Amadeus Mozart.

Mozart's alter Vogel bekam ein Grab, Mozart dagegen nur ein Armengrab, eine Massengrube. Allein, von niemandem begleitet, fuhr der billige Sarg mit dem toten Genius auf einem Leiterwagen. (Diese Vorgänge sind urkundlich kaum belegt. Es liegt völlig im Dunkel, was mit Mozarts Leiche geschah. Siehe Kerner-Duda: Mozarts Tod 1791–1971; v. Bebenburg.) Der Pfarrer von Sankt Stefan lehnte es ab, zu dem Sterbenden zu kommen, der Theaterdirektor Schickaneder, der an der Oper „Die Zauberflöte“, die die Freimaurerei verherrlicht, ganz schön verdiente, hatte nicht einmal ein billiges Blumensträußchen für seinen toten Komponisten,

und der ausländische Musikpapst, der Italiener Salieri, hielt Mozart nur für ein kümmerliches Talentchen.

Erst 8 Jahre später, als Mozart's heißgeliebte Frau Constanze schon wieder verheiratet war, und ihr Mann an der Mozartbiographie verdienen wollte, ging sie zum ersten Mal auf den Friedhof, denn Mozart sollte feierlich umgebettet werden. Man fand aber keine Spur von dem toten Mozart, das Massengrab war längst umgegraben und die Knochen der Toten wurden auf einen Haufen geworfen. Trotzdem steht heute in Wien auf dem Zentralfriedhof ein protziger Mozart-Grabstein, und nur wenige wissen, daß in dem Grab darunter nicht einmal ein Knöchelchen von Mozart liegt, nicht einmal ein Knopf von seinem schäbigen „Frock", in dem er begraben wurde.

Ein sehr interessanter Friedhof befindet sich in Prag in der Stroßmayerstraße, die 1945 in Farskeho-Straße umbenannt wurde. Präsident Masaryk verkündete im Jahre 1918 die Trennung der Kirche vom Staat. Als Ersatz für die katholische und evangelische Kirche wurde die Tschechoslowakische Kirche gegründet, die es bis heute gibt. Diese Kirche hat zwar auch einen Christus, hat aber nichts von dem Alten und Neuen Testament übernommen. Sie hat auch keine Heiligen und keine Engel, und ihr Zeichen ist nicht ein Kreuz, sondern ein Kelch.

Ein riesengroßer Kelch schmückt auch das Dach des Hauses, in dem sich der Friedhof befindet. Es ist ein modernes fünfstöckiges Wohnhaus, mit einer Kirche, wo der Bischof der Tschechoslowakischen Kirche predigt. In dem hohen Gewölbe unter dem Haus ist der Friedhof, genannt Urnenhain. Hunderte von Urnen mit der Asche der verstorbenen Mitglieder der Kirche stehen dort auf Sockeln, aber es gibt auch Gräber aus Erde und Stein auf dem marmornen Fußboden. Immer gab es dort frische Blumen, Kränze und brennende Kerzen in bunten Laternen. Heute ist dort alles verödet, seitdem die Tschechen von ihren slawischen Brüdern schon zum zweiten Mal „befreit" wurden.

Es gibt aber auch einen Friedhof, der nicht Friedhof heißt, sondern das „Dynamo-Stadion" in Moskau, ein riesengroßer Fuß-

ballplatz, nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut. Im Jahre 1946 brachten die tschechischen Zeitungen frohlockend Berichte, in denen stand, daß dieser Sportplatz mit den zermalmten Knochen der deutschen Kriegsverbrecher (Wehrmacht) gepflastert wurde.

Und was würde der Richter in Berlin sagen, der um die Totenruhe so besorgt war, wenn er die „Dokumente zur Vertreibung der Sudetendeutschen" lesen würde? Hunderte von Zeugen, die den Massenmord in der Tschechei nach dem Zweiten Weltkrieg überlebt haben, berichten, daß die ermordeten Deutschen einfach in die Latrinen in den Lagern geworfen wurden. Die noch nicht Erschlagenen wurden gezwungen, diese Latrinen weiter zu benützen, wo die Mutter, der Vater oder der Bruder lag. So auch eine Mutter, deren kleines Kind in der Latrine lag, aber noch nicht tot war und weinend nach ihr rief. Tausende und Tausende von toten Deutschen wurden in den Feldern verscharrt. Obwohl Schaufeln vorhanden waren, mußten die Deutschen ihre Landsleute mit bloßen Händen eingraben. Die Erdkruste war meistens 20 cm hoch, und wenn ein Regen kam, waren die Toten wieder zu sehen, und das dauerte Wochen.

Wo ist der Staatsanwalt, der diese furchtbare Schändung der Toten in der Tschechoslowakei anklagen würde? Wo ist der Richter, der es verurteilen würde? Wo ist der deutsche Politiker oder der deutsche Journalist, der in die Tschechei fährt und vollen Lobes über die Tschechen ist, der wenigstens einmal nach den Gräbern der ermordeten Deutschen gefragt hätte?

Höchstens bei dem „Jüngsten Gericht", wenn die Posaunen rufen werden, dann werden diese Latrinentoten, diese Toten ohne Gräber, vermutlich aufstehen und sich gehorsam melden.

Zwei Mark achtzig

Diese Schande konnte er nicht überleben, dieser erfolgreiche Großindustrielle, Bankier und Bauhyäne – nur ein Tippfehler – Baulöwe sollte es natürlich heißen. Ein Fehler ist es aber nicht, denn weder ein Löwe noch eine Hyäne bauen mit fremdem Geld, um Riesenbeträge zu verdienen. Alles ging wunderbar, viel Gewinn, viele Partys mit prominenten Herren aus Bonn, aber auf einmal war alles aus. Auf einmal waren die „roten Zahlen" da, das heißt, Zahlen waren immerhin noch vorhanden, aber das Geld war weg, und das freche Gesindel, das sich jetzt „Betrogene" nannte, schrie und drohte vor seiner bescheidenen Behausung, einem kleinen Häuschen mit lediglich 30 Zimmern in einem alten Park. Diese undankbaren Leute behaupteten auf einmal, daß er sie um ihre Ersparnisse gebracht hätte. Dabei hat er sich nur ein bißchen verkalkuliert und verbilanziert, deswegen müsse doch kein Staatsanwalt bemüht werden. Da hätten die Herren Staatsanwälte wahrlich viel zu tun.

Jede Weile ist jetzt einer von diesen großen Geldherren pleite. Zum Glück kann ihm aber niemand etwas nehmen, alles, auch dieses Häuschen, gehörte auf einmal seiner Gattin – wozu gibt es in solchen Fällen die Gütertrennung? Viel hatte die Ärmste nach dem Krach ohnehin nicht mehr. Einige Zinshäuser hier und einige Milliönchen im Ausland und ein Kilo Brillantenschmuck im Tresor. Seine Ärzte und Rechtsanwälte haben ihn sofort hermetisch abgeschirmt, bis über die lächerliche Geschichte Gras wachsen würde. Trotzdem ertrug dieser prominente Mann, diese Spitze der Leistungsgesellschaft, die Ungerechtigkeit nicht, und er brachte sich wegen der Schande um.

Nur eine kleine Abschweifung vom Text: Dieses Geschichtchen

gehört nur halb und halb hierher. Der Konzernchef Hans Gerling sagte (laut „Stern"), die Zionisten hätten ihm mit Ivan Herstatt und dem Devisenhändler Dany Dattel zionistische Agenten in die Herstatt-Bank eingeschleust, die dann Hunderte von Millionen beiseite schafften, um damit die Kosten des Jom-Kippur-Krieges gegen die Araber zu bezahlen. Ja, wenn das Goebbels im Jahre 1934 gesagt hätte; aber das sagt ja Gerling im Jahre 1974, und der muß wissen, was er weiß.

Übrigens ein kleiner Irrtum ist passiert, eine dumme Verwechslung. Nicht dieses Finanzgenie, das den Sparern die Sorge um ihr Geld nahm (denn wenn man kein Geld hat, hat man auch keine Sorgen um das Geld mehr), brachte sich um, sondern ein vierzehnjähriger Krimineller, ein gemeiner Dieb, ein Schädling des sozialen Wachstums. Freilich, deswegen werden die Starreporter und das Fernsehen nicht nach Bad Lauterberg rennen. Die drittklassigen Schreiber der Tageszeitungen begnügen sich in diesem Fall mit dem Polizeibericht.

Was ist geschehen? Der vierzehnjährige Andreas hat in einem Supermarkt „Ware gestohlen". Noch am Tatort, die Polizei war selbstverständlich sofort da, mußte der erwischte Dieb eigenhändig folgendes Geständnis schreiben: „Ich habe am 2. 10. 1974 um 12.30 Uhr eine Schachtel HB-Zigarretten gestohlen, 2,20 DM, und auch eine Packung Kerne, 0,60 DM. Zusammen 2,80 DM."

Niemand belehrte das Kind, daß kein Beschuldigter sich bei der Polizei oder vor dem Gericht selbst belasten müsse. Niemand rief nach einem der vielen allwissenden Psychologen, die immer bei den Herren Raubmördern und Sexualmördern entlastende Momente liefern. Der Täter hatte eine traurige Kindheit, weil ihm einmal sein Vater, dem er seinen Wochenlohn stahl, eine Ohrfeige gab. Grund genug also, sich an der „Gesellschaft" zu rächen und einen kleinen Mord zu begehen.

Andreas weinte und bettelte und schwor, nie mehr etwas zu stehlen, aber die Herren, die ihn zu dem Geständnis gezwungen haben, blieben hart. Strafe muß sein! Schande in der Schule, Haus-

durchsuchung – so ging er also, nahm seinen Hund zum letzten Spaziergang mit, und „wählte den Freitod".

Freitod? Erhängte sich dieser Junge wirklich freiwillig? Oder wurde er brutal in eine Sackgasse getrieben, aus der er keinen Ausweg sah?

Einige Tage vorher hatte die Polizei an einem anderen Ort mit einem anderen Jungen zu tun. Dieser war älter als der in den „Freitod" gehetzte Andreas. Dieser Sechzehnjährige weinte auch nicht und bettelte auch nicht und bereute auch den Mord, den er begangen hat, nicht. Er nannte die Polizisten „blöde Bullen", und bediente sich der Ausdrücke der „Schriftstellerin" Ulrike Meinhof, die einst in Düsseldorf hübsche Aufsätze für die Schulbücher schrieb. Die CDU-Opposition nannte diese Artikel „einfach schweinisch". Jawohl, sagte der Junge, er hat die Sau kalt gemacht, was ist dabei? Und warum denn? Weil er lebenslänglich ins Gefängnis kommen will. Draußen müsse er arbeiten, im Gefängnis hat er alles umsonst. Fernsehen, prima Fressen (Gefängnis Tegel in Berlin: zum Frühstück nach Wahl – Kaffee, Tee oder Kakao; 4 Gänge zum Mittag), Fußball, Sex, saufen und rauchen kann man dort auch.

Also, Gefängnis ist das Ziel dieses Jugendlichen, und er bleibt sicherlich in dieser Hinsicht nicht allein. Und die Gründe, um nicht Schuld zu sagen, warum die Jugendlichen in einem Gefängnis ihr Ideal sehen?

„Süddeutsche Zeitung", 8. 10. 1974. „Gefängnis in Ebrach erhält eine Schwimmhalle. Bayern will durch die Humanisierung des Vollzuges (vormals Strafvollzug) die Rückfälle bei den Insassen verhindern. Dies erklärte der Justizminister Held."

„Die Welt", 20. 9. 1974. „Stuttgart geht neue Wege im Strafvollzug. Häftlinge werden in Wohnungen ohne Gitter untergebracht. Ministerium mietet Hochhaus." Nur 60 Millionen kostete dieses „Gefängnis", dafür ist hier aber alles vorhanden. Ein schöner Speisesaal, wie in einem erstklassigen Hotel, Gesellschafträume und in jeder „Wohnung" ein Fernsehapparat. Die Insassen dürfen nach Belieben Gruppen bilden und dann zusammen in einer von diesen Wohnungen hausen. Luxusbadezimmer usw. Besuche, auch Damen-

besuche sind erlaubt, die Herren Verbrecher dürfen auch ab und zu in die Stadt, ins Kino oder so, „damit sie sich an die Freiheit wieder gewöhnen".

„Vati, bitte, nicht!" jammerte ein dreijähriges Mädchen in Berlin, als es der gute Vati aus dem dritten Stockwerk auf das Pflaster unten warf. Beim Gericht gefragt, ob er bereue, verneinte er fröhlich grinsend. Der Fratz ging ihm auf die Nerven, weil er heulte, als er seine Frau verprügelte.

Mit diesem Mord begann die schriftstellerische Karriere des arbeitsscheuen Kraftfahrers. Das Zweite Fernsehen in Mainz, das sich aus unbegreiflichen Gründen „Deutsches Fernsehen" nennt, beehrte ihn mit dem ersten Preis für ein Fernsehspiel. Es sollte nachgewiesen werden, daß wir das Fernsehen dringend brauchen, was auch stimmt. Wo würden zum Beispiel die Jugendlichen das Rezept hernehmen, wie man einen perfekten Mord begeht, wenn nicht bei einem Krimi?

Während der Fernsehausstellung in Berlin gab dieser Herr Schriftsteller täglich in einer Halle zahlreiche Autogramme, und einigemal, laut Presse, speiste er im „Hilton". Der „Stern" brachte ein Foto seiner „Zelle". Teuere, moderne Gardinen, Teppiche, ein Fernsehapparat und ein Radio, eine breite Liege und bequeme Stühle, ein Teewagen mit teuerem Geschirr, ein Schrank voll Anzüge und Wäsche usw.

„Durch diese Tat", sagte der Herr bei einem Interview, und er meinte den Mord an seinem Kind, „bin ich Dichter geworden." Nicht nur Dichter, er ist auch wohlhabend, denn gewisse Verlage und Fernsehanstalten brauchen solche „Autoren"!

Ein „Gedicht" aus dem Schulbuch, an dem Ulrike Meinhof mitgearbeitet hatte:

„Du sollst deine Eltern lieben, wenn sie um die Ecke glotzen, sollst sie in die Fresse rotzen."

Der gleichen Meinung über das Verhältnis der Kinder zu den Eltern sind auch die zuständigen Stellen in Bayern; die haben es aber nicht so „vornehm" ausgedrückt, wie die Meinhof-Pädagogen. In Bayern erwarten an die 2000 Mädchen zwischen 13 und 15 Jahren,

vorwiegend Schülerinnen, ein Kind. Papis sind entweder nicht vorhanden, oder es sind mehrere Papis vorhanden, die aber von der Vaterschaft nichts wissen wollen. Die bayerischen Pädagogen raten den zukünftigen Müttern, sich nicht von ihren Eltern beschimpfen zu lassen, sondern das Haus zu verlassen und in ein Heim zu ziehen. Von der Schule bekommen sie Urlaub. Für alles wird der kleine Steuerzahler sorgen.

In dem verlassenen Dachstübchen in Bad Lauterberg hockt der verlassene Hund und wartet noch immer auf Andreas. Niemand kann ihm erklären, daß das Leben seines Spielgefährten nur zwei Mark achtzig wert war.

Inzwischen wurde in Frankfurt feierlich ein neues Großgeschäftchen eröffnet. Diesmal keine Bank und keine Baugesellschaft, sondern eine Diamanten-Börse. Die Herren Herstatt und Dattel sind (vorläufig) nicht dabei, das Gras über die Geschichte in Köln ist noch nicht so hoch gewachsen, wie es notwendig wäre. Dafür aber ist Herr Bundesminister Matthöfer da, Herr Genosse Sowjetbotschafter Falin und der Herr Bürgermeister von Frankfurt, der übrigens bei seiner Eröffnungsrede witzig prophezeite, daß die Stadt Frankfurt den Herren Gastgebern ein Armenhaus bauen wird, wenn die Sache mit den Diamanten nicht klappen sollte.

Der Hauptmacher ist diesmal eine Dame, geschmückt mit einem Persianerkostüm, einer Portion Brillanten und dem schönen Namen Anita Mikulski. Ein Haufen von Telegrammen wird vorgelesen, alle Gratulanten grüßen dort mit dem jetzt in Westdeutschland schon üblichen und notwendigen Gruß „Shalom". Die Diamanten-Firma Cohn und Birnbaum in Tel Aviv gratuliert, die „unterdrückten" Juden in der Sowjetunion ebenfalls.

Frau Anita Mikulski und Co. verdienen es, geehrt und gefeiert zu werden, denn sie sind wahre Wohltäter. Für das fast wertlose deutsche Geld verkaufen sie wertvolle, wenn auch künstliche Diamanten. Shalom also, Friede, heißt es zu deutsch, Friede bis zum nächsten Krach.

Die Letzte Welt

Zu dem planmäßigen Chaos, dem Dauerzustand nach dem Zweiten Weltkrieg, gehören auch verschiedene sorgfältig und schlau geplante Kleinigkeiten. Zum Beispiel, einfache Begriffe werden unbegreiflich gemacht. So gibt es eine „Dritte Welt". Logisch müßte es also auch eine erste und eine zweite Welt geben, darüber wird aber nirgends geredet.

Die „Dritte Welt" besteht vor allem, so liest man und hört man, aus den „Entwicklungsländern". Diese Länder müssen sich angeblich unaufhaltsam immer weiter entwickeln, und dazu brauchen sie eben die anderen Welten, die ihnen immer wieder Entwicklungsgelder spenden müssen. Manchmal, sehr oft sogar, werden diese Entwicklungsgelder recht originell verwendet. So entwickelte Indien nicht eine große Aktion zur Bekämpfung des Hungers der Bevölkerung, sondern ließ still und heimlich eine nette kleine Atombombe entwickeln. Goldene Badewannen werden von den momentanen Herrschern verschiedener Entwicklungsländer gekauft, und auch andere für die arme Bevölkerung dringend benötigte Gegenstände, wie Pariser Modellkleider für die Damen der Regierungen. Aber, vor allem kauft man für die Entwicklungsgelder Waffen und immer wieder Waffen. Gegen wen wird die „Dritte Welt" diese Waffen einmal richten?

An die erste Stelle der Geldgeber für die Entwicklungsländer setzte sich stolz die (deutsche) Bundesrepublik, das heißt also die jeweilige Regierung in Bonn, obschon schwarz oder rot, oder schwarz-rot. Der kleine deutsche Steuerzahler, der dank der suggestiven Einflüsterungen der Massenmedien die chronische Inflation schon als einen notwendigen Bestandteil seines Daseins betrachtet, hat keine Ahnung, daß er, ohne gefragt zu werden, 0,37 Prozent seines Bruttosozialproduktes für die „Dritte Welt" zahlen

muß, also die höchste Quote der Länder im Westen. Vergleichsweise „zahlt“ auf dem Papier die Sowjetunion nur 0,04 Prozent. Dazu kommen noch die sogenannten unverzinsten „langfristigen Kredite“, die an die arme Madame Butterfly erinnern. Die heiratete bekanntlich einen amerikanischen Offizier auf 999 Jahre, er verschwand aber schon nach einigen Wochen, Vertrag hin und Vertrag her. Diese „langfristigen Kredite“ sind in Wirklichkeit lediglich Geschenke. Dazu kommen noch andere Geschenke, wie Lebensmittel, Medikamente, Bekleidung, Fernsehapparate, Maschinen usw. Diese Gegenstände haben nicht selten die sonderbare Eigenschaft, sich für diejenigen, für die sie bestimmt sind, unsichtbar zu machen.

In diesen Tagen überraschte Herr Genosse Tito (geborener Broź und nach dem Vater ein Tscheche) die staunende Welt mit der Mitteilung, daß sich die Entwicklung in Jugoslawien nicht so entwickelte, wie sie eigentlich sollte. Die Regierungszeitung „Politika“ hat 30 Jahre lang prahlerische Erfolgsstatistiken veröffentlicht – Papier ist ja bekanntlich geduldig –, jetzt meldete sie auf einmal einen katastrophalen Zusammenbruch der jugoslawischen Wirtschaft. Dazu schreibt der „Münchner Merkur“ vom 10. 4. 1975: „Ein Armutsbekenntnis, das die Bonner Bundeskasse eine Milliarde Mark kosten wird.“

Ein kleiner Irrtum allerdings, die Bundeskasse wird es keinen Pfennig kosten, die Milliarde werden w i r bezahlen müssen. Denn die Deutschen, und nur die Deutschen, allerdings nur die Westdeutschen, haben die große Misere bei den friedlichen slawischen Völkern verschuldet. Fraglich ist allerdings, wie es diese bösen Deutschen, die immer an allem schuld sind, fertigbrachten, daß es in Jugoslawien, 30 Jahre nach dem Krieg, mehr als 2 Millionen Menschen gibt, die weder lesen noch schreiben können, und also unsere Entwicklungshilfe auch weiter dringend brauchen. Auch für diesen kleinen Schönheitsfehler der „Kultura“ dürfen wir natürlich großzügig zahlen.

Während ein Kommentator in der Münchner Zeitung „TZ“ vorlaut fragte, wann endlich Herr Kissinger den „Friedens-Nobel-

preis“ zurückgibt, den er dafür erhielt, daß er „Frieden“ in Vietnam stiftete, meldete die „Bild-Zeitung“, daß Herr Staatssekretär Brück in Bonn schon angekündigt hat, daß wir Entwicklungshilfe für das „befreite“ Vietnam, Laos und Kambodscha zahlen dürfen. Die Bonner Regierung als erste Regierung der „freien“ Welt greift also wieder einmal tief in die Taschen der Steuerzahler, um den Vormarsch des Weltkommunismus „aufzuhalten“.

Immerhin, auch verschiedene deutsche Staatsbürger kommen bei der rollenden Geldlawine nicht zu kurz. Laut „Süddeutsche Zeitung“ vom 10. 4. 1975, bekommen noch immer Eltern von den Gefallenen im „Zweiten Weltkrieg“ eine Rente von 5 Mark monatlich. Kein Druckfehler, in Worten fünf Mark. Versorgt sind also diese Eltern wirklich vorzüglich, und außerdem ist es trostreich, daß man, wie es Herr Minister Blank seinerzeit sagte, „mit Abgängen“ rechnen muß, daß also diese lästigen Eltern langsam aussterben.

Nicht so fürstlich wurden die armen Israelis entschädigt für die von den Deutschen „grauenhaft ermordeten 6 Millionen Artgenossen“. Einige lumpige 100 Milliarden, die wir schon bezahlt haben, und die wir noch werden weiter zahlen müssen – das ist wirklich schäbig. Genau 6 Millionen wurden umgebracht, nicht ein Jude mehr oder weniger – jetzt auf einmal kam es anders.

In diesen Tagen besuchte ein Redakteur der „liberalen“ Süddeutschen Zeitung“ seine polnischen Freunde. Er war in Wroclav, der alten polnischen Stadt, die irrtümlicherweise einige hundert Jahre den deutschen Namen Breslau hatte. Vor allem besuchte dieser Herr Publizist natürlich Auschwitz und berichtete gerührt und ausführlich von den gräßlichen Gaskammern, in denen „unzählige Millionen von armen unschuldigen Juden vergast wurden“.

Also nicht mehr 4 Millionen wurden in Auschwitz umgebracht, wie es immer bei den Kriegsverbrecherprozessen hieß, sondern „unzählige Millionen“. Bewundernswert ist, daß sich die Polen so eine große Mühe gegeben haben, die Gaskammern, die die raffinierten deutschen Kriegsverbrecher vor ihrer Flucht vernichteten, „wieder so aufzubauen, wie sie ursprünglich waren“.

Alles besichtigte dieser Herr in Auschwitz haargenau, nur eines nicht. Nämlich die Gräber der „unzähligen Millionen vergaster Juden“. Die Tschechen in Prag haben nach dem Krieg im Mai 1945 „nur“ über 100000 Deutsche umgebracht, ganz mühelos, aber nachher hatten sie große Mühe, die vielen Leichen irgendwo zu vergraben. Bei „unzähligen Millionen“ müßten es natürlich noch schwieriger gewesen sein, die Berge von Toten zu verscharren. Wo haben also bloß die bösen Deutschen in Auschwitz die ermordeten Juden versteckt? In Katyn wurden lediglich an die elftausend polnische Offiziere von den Sowjetrussen erschossen und vergraben und man fand die Gräber Jahre später doch.

Noch die Enkel von den Enkeln der Deutschen werden büßen müssen, prophezeihen jüdische Zeitungen in Palästina – Verzeihung, Israel heißt es heute – nach dem Massaker bei der Olympiade in München, obwohl es nicht die Deutschen waren, die die jüdischen Sportler erschossen haben.

Ja, was das Zahlen anbelangt, ist Westdeutschland ohne Zweifel die „Erste Welt“. Sonst aber – –

So unwahrscheinlich es auch klingt, die Lüge kann man nur mit Wahrheit bekämpfen. Sei es eine große geschichtliche Lüge von den „unzähligen Millionen Juden“, oder sei es nur eine kleine Lüge, wie zum Beispiel die Geschichte von der Zunge.

Jahrzehntelang pilgerten am Tag des heiligen Johannes von Nepomuk Tausende und Tausende von Frommen nach Prag in den St.-Veits-Dom, um wieder und wieder ein großes Wunder zu erleben. Dieser Heilige hatte einst als Beichtvater der böhmischen Königin ihr Beichtgeheimnis nicht verraten wollen, also ließ ihn der erzürnte eifersüchtige Gemahl der Schönen in die Moldau werfen. Bis heute steht an dieser Stelle auf der Karlsbrücke in Prag seine Statue. Vorher aber hat man dem armen Märtyrer die Zunge herausgerissen. Eigentlich sollte die Zunge den Hunden zu fressen gegeben werden, aber das geschah nicht. Man rettete die Zunge, sie kam in einen kostbaren Schrein auf den Altar in den Dom, und jedes Jahr sahen die Gläubigen mit eigenen Augen, wie die Zunge blutete. Wer die Zunge bluten sah und außerdem noch eine Spende

für die Heilige Katholische Kirche gab, der konnte sicher sein, daß ihm einige tausend Jahre im Fegefeuer erlassen wurden. Bis eines Tages – –

Es war im Jahre 1919, und die Tschechei war also schon Republik. Wie immer sollte die Zunge auch diesmal bluten. Da erschien aber eine Woche vor dem Wundertag in einer tschechischen Zeitung eine Kurzgeschichte von einem gewissen Jaroslav Hasek, damals noch der unbekannte, aber später weltbekannte Autor des „Braven Soldaten Svejk". Folgendes erzählte also Hasek. In einen Metzgerladen kam wie schon seit Jahren ein Kirchendiener und verlangte wie immer eine schöne Kalbszunge. Der Metzger suchte, mußte aber leider feststellen, daß sämtliche Kalbszungen verkauft waren. Lediglich eine Schweinszunge war noch vorhanden. „Na, macht nichts", sagte der Kirchendiener, „gib sie her. Eine Zunge ist schließlich wie die andere."

Eine Woche später warteten die Pilger vergeblich auf das Wunder der blutenden Zunge. Sie blutete niemals mehr.

Ein kleiner Journalist war also stärker als die mächtige Kirche? Nein, eine kleine Wahrheit war stärker als eine große Lüge. Und so ist es, so müßte es auch heute sein, obschon unsere Welt die Erste oder die Letzte ist.

Die Zeit der Saurier

„Die treffende Formulierung einer von Zapp-PR kürzlich erstellten Analyse über das Image von Agenturen bei mittleren Unternehmen in Deutschland lautet vereinfacht wie folgt: Die ambivalente kreative sozialstrategische Topqualifizierung auf hoch honorierter Führungsebene transferiert progressive Star-Agenturen *in die Interpretationsisolation der integrierten* Aktionsphilosophie."

So stand es in der Münchner Zeitung „TZ", und es ist ein klarer Beweis dafür, daß die Deutschen noch immer deutsch sprechen.

Weil der Franzose französisch spricht, der Engländer englisch und die anderen parteichinesisch, kann der ewige Friede auf dieser Welt niemals ausbrechen. Nur wenn alle Menschen dieselbe Sprache sprechen werden, wie zum Beispiel die Hunde oder die Hühner, die ja nicht amerikanisch oder sowjetrussisch bellen und gackern, wird diese Welt gerettet sein. Zugegeben, dieser Gedanke ist frech gestohlen von einem jüdischen Zahnarzt in Polen, der schon Ende des vorigen Jahrhunderts eine Weltsprache erfand, nämlich das „Esperanto". Dann folgte noch die „Ido-Sprache", ebenfalls von einem Juden erfunden, aber die Deutschen sangen noch immer „Deutschland, Deutschland über alles", ohne es ins Esperanto oder Ido zu übersetzen. Dabei hätten die Deutschen ein volles Recht auf die internationale Hundesprache, die von allen Hunden der Welt verstanden wird, weil Karl Marx in seinen Briefen die Deutschen „Hunde" nannte.

Während die Zentrale für die Verfolgung der nazistischen Verbrechen in Ludwigsburg mehr als 300 neue Prozesse ankündigte, kam aus Augsburg noch eine erfreuliche Nachricht. Über zwei junge Deutsche, die mühelos die neue Sprache des ewigen Weltfriedens erfanden. Fräulein Barbara Städtler und Herr Andreas Keil erhielten für diese epochale Erfindung den Preis des Bundeswett-

bewerbs. Herr Keil, 20 Jahre jung, kritisierte bei dieser Feierlichkeit sehr scharf, aber mit recht die Franzosen, die durch ihren Starrsinn und ihre Rückständigkeit den Weltfrieden gefährden. Ausgerechnet jetzt will nämlich die Academie Française die Reinheit der französischen Sprache fördern.

Die beiden jungen deutschen Wissenschaftler wußten natürlich, daß die ersten Menschen, Adam und Eva, Jiddisch sprachen. Welcher Sprache sich die listige und niederträchtige Schlange bediente, ist dagegen noch nicht ganz erforscht. Die Grundlage der neuen Gesamtsprache muß auf alle Fälle Jiddisch sein. Hier und da kommen natürlich auch Worte aus verschiedenen anderen Sprachen. In kaum 30 Jahren, so prophezeiten es die Erfinder, wird kein Mensch eine andere Sprache sprechen, als die Gesamtsprache. Dafür sind freilich neue strenge Gesetze notwendig. Nix freiwillig in der Schule Latein oder Englisch lernen, wie es bis heute ist, sondern schon in der Wiege muß der Säugling anfangen, in dieser Gesamtsprache zu plappern. Im Kindergarten werden die Zöglinge schon fließend in dieser neuen Sprache zwitschern, und in der Schule werden die Lehrer den Mund nur in der Gesamtsprache aufmachen dürfen, die Schüler ebenfalls.

Sprachforschergremien müssen sofort mit ihrer Arbeit beginnen, dafür werden die Ministerien für Unterricht überflüssig werden. Denn, so verlangen es die beiden jungen Wissenschaftler, die höchste Instanz werden die Redakteure der Massenmedien sein, allen voran die des Fernsehens und des Rundfunks, und schließlich auch der großen Illustrierten.

Würden wir nicht in der Zeit der Saurier leben, müßte man sich über verschiedenes wundern, oder vielleicht auch nicht. Warum soll man sich schließlich über den „Zukunftsplaner" Perlmutter wundern, der in den USA seinen Plan für die Weltregierung der Presse schon fix und fertig vorgelegt hat. Diese allmächtige Regierung, so der „Stern", wird ihren Sitz nicht in Jerusalem haben, denn diese Stadt bleibt eine heilige Stadt und wird nur den Juden zugänglich sein. Die Weltregierung wird in Paris, der Hauptstadt der ganzen Welt, residieren. Allerdings ist Herr Perlmutter mit den beiden

deutschen Erfindern der neuen Sprache einig. Nämlich darin, daß die Franzosen immer noch zu national gesinnt sind. Dieser Mißstand läßt sich aber durch eine gründliche Umerziehung beseitigen. Daß die Weltregierung des Herrn Perlmutter nur aus lauter Juden bestehen wird, ist selbstverständlich.

Die Zukunft wäre also geklärt, nur in der Gegenwart hapert es leider noch an verschiedenem. So grübelt der „Münchner Merkur", vorläufig ohne Resultat, ob der Bayerische Landtag nur eine Schwatzbude wäre oder nicht, obwohl zwischen diesen beiden ein großer Unterschied ist. In einer Schwatzbude wird kostenlos gesprochen, in dem Landtag wird es dagegen hoch honoriert.

Was den Bundestag anbelangt, so hat seine Funktion der Herr Ex-Bundespräsident Gustav Heinemann genau präzisiert. „Der Bundestag ist", so sagte er, „ein Selbstbedienungsladen für diejenigen, die drinn sitzen." Diese Definition wird sicher stimmen; Herr Heinemann hat ja, als er durch die verschiedenen Parteien jahrelang lief, den „Selbstbedienungsladen" in Bonn genau kennengelernt.

Der Kommentator der Münchner „Abendzeitung", ein gewisser Paul Noack, weiß wieder über die Tätigkeit der Saurier in der UNO genau Bescheid. Die Saurier, so belehrt er die Leser in seinem Artikel vom 21. Juli 1975 wahrheitsgemäß, waren in der uralten Zeit riesengroße Tiere, deren Körper immer weiter wuchsen. Das Maul, der Magen, die Haxen, alles wuchs vergnügt, nur eines nicht. Das Hirn der armen Saurier blieb dabei immer ganz klein, und darum mußten diese Riesenviecher restlos aussterben. Na gut, na schön, oder auch nicht, aber was haben die Saurier mit der UNO zu tun? Auch darüber weiß Herr Noack zum Glück Bescheid. Ursprünglich war diese wichtige und mächtige Institution nur für die Sieger des Zweiten Weltkrieges vorbehalten und hatte nur 50 Mitglieder. Heute aber sitzen in der UNO schon über 130 Saurier, beziehungsweise Mitglieder, und genau wie damals bei den Sauriern, so folgert Herr Noack, wächst der Körper der UNO, ihr Hirn macht aber dabei nicht mit.

Na also. Damit wäre alles, was die UNO tat und tut, endlich klar.

Napoleon sprach deutsch

Während der kämpferische slowakische katholische Pater Andrej Hlinka in seiner Kirche in Ruzomberok (Rosenberg) wütend von der Kanzel verkündete, „lieber würde er die Hand einem tollwütigen Hund reichen, als einem Tschechen oder einem Juden“, lächelte die liebliche Gottesmutter ruhig weiter. Jeder konnte es sehen, auch das Christkindl war dabei, und der Ochse und der Esel, nebst dem heiligen Joseph. Dieses Wunder passierte einige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg in einem kleinen slowakischen Dorf namens Cernova: Aus der Tiefe eines offenen Brunnens leuchtete im kristallklaren Wasser die Madonna herauf.

Von weit und breit kamen bald die Frommen, denn die Heilige Jungfrau konnte heilen, Vieh und Menschen fanden hier Hilfe. Bald standen um den Brunnen herum Holzbuden mit den Wunderbildern der Heiligen Familie, Schuhwichse, Rosenkränze, Stiefeln, Würste und Gebetbücher, Speck und Kreuzchen auf einer Halskette, aber vor allem kaufte man Schnaps.

Der Besitzer des Wunderbrunnens und des Geschäftchens war ein Jude, der aus Polen eingewandert war. Erst Monate später entschloß man sich in Prag – die Slowaken hatten ihre eigenen Behörden nur auf dem Papier – dem Wunder, oder Skandal, wie es verschiedene Zeitungen nannten, ein Ende zu machen. Man zog das Glasbild aus dem Brunnen heraus, und das Wunder war erledigt. Der Schluß folgte aber erst einige Jahre später, und beschäftigte diesmal sogar die Presse im Ausland.

Der wundermachende Jude war inzwischen Inhaber des ganzen Ortes Cernova geworden. Die Bauern und die Häusler hatten sich nämlich in seinem Laden Schnaps „ohne Geld“ kaufen und gegen Unterschrift Geld erhalten können. Als diese Slowaken, die kaum

lesen konnten, begriffen hatten, daß ihre Häuser und Felder ihnen nicht mehr gehörten, und die tschechische Gendarmerie kam, um sie mit der Waffe in der Hand aus ihrem Dorf zu vertreiben, bewaffneten sich die Ärmsten mit Mistgabeln und Schaufeln; es kam zu einem ungleichen Kampf und es gab Tote und Verletzte. Die Muttergottes aber war leider nicht mehr da, um zu helfen und zu heilen; die Glasscherben, die von ihr übrig blieben, lagen irgendwo auf einem Misthaufen in Preßburg, wo der Jude jetzt schon einige Häuser besaß.

Die Wunder sind aber bis heute nicht ausgerottet, und ein Beruf, der von keiner Arbeitslosigkeit bedroht ist, ist die Hellseherei und ihre Nebengeschäfte, wie Horoskope und Amulette, die garantiert Glück und Reichtum bringen. Um lächerliche 50 Mark für so ein Wundersteinchen, das man per Post als Nachnahme bekommt, kann man Millionen im Lotto gewinnen, so steht es wenigstens immer wieder in großen Inseraten in verschiedenen Zeitschriften. Warum diese Wohltäter, die so spottbillig die glückbringenden Amulette verkaufen, nicht lieber selbst mit ihrer Hilfe Millionäre werden, darüber muß man sich ein wenig wundern.

Ein Pfarrer in Österreich, so stand es in den hiesigen und ausländischen Zeitungen, ist glücklicher Besitzer eines Tonbandes, von dem man die Stimmen von vielen Toten hören kann. Dieser Gottesmann, der nebenbei ein Naturfreund ist, begab sich frühmorgens in den Wald, um die Vogelstimmen auf dem Tonbandgerät festzuhalten. Als er dann zu Hause das Band abspielte, waren dort keine Vogelstimmen zu hören, sondern die Stimmen der Toten, die lebhaft untereinander plauderten. Da die Verstorbenen bekanntlich keine Möglichkeit haben, von dem Pressegesetz Gebrauch zu machen und den Zeitungen eine Erwiderung zu schicken, so blieb dieses Wunder von den Skeptikern und Zweiflern unangetastet.

Es gibt aber auch Wunder, die man sehen kann. So zum Beispiel in Neapel. Jedes Jahr am 20. September verwandelt sich das trokkene Blut des heiligen Januarius in dem kostbaren Glasgefäß auf einem Altar in ganz frisches Blut. Freilich, ähnliche Wunder kann man auch ohne lange Gebete und Spenden herstellen, wenn man

in ein Zahnputzglas rotes Pulver gibt und es dann mit Wasser begießt. In Neapel freilich handelt es sich um eine parafinartige Masse, die sich unter den Händen des Priesters erwärmt und dadurch flüssig wird.

Im Sudetenland herrschte nach dem Ersten Weltkrieg, als die Tschechen die Herren wurden, fast überall bittere Not. Deutsche Kinder mußten 2 bis 3 Stunden zu einer deutschen Schule in geflickten Schuhen oder barfuß wandern, während in den neuen tschechischen Schulen in jedem Ort höchstens 10 tschechische Kinder saßen. Die Deutschen hatten nichts, nicht einmal eine Hoffnung auf bessere Zeiten. Also suchte man Trost im Jenseits. Fast in jedem Dorf gab es wenigstens einen spiritistischen Kreis, wo man sich abends traf, um die Toten um Rat zu befragen. Wenn schon, denn schon: also befragte man mittels Medien nicht etwa die verstorbene alte Häuslerin oder den toten Dorfschuster, sondern ließ lieber gleich den großen Napoleon kommen.

Der tote Kaiser kam ohne weiteres und sprach sogar durch den Mund des Mediums deutsch, um verstanden zu werden. Praktisch wußte er immer Rat. Der kranken Kuh sollte man Salz in die Tränke geben, das Schwein sollte man nicht schlachten, sondern lieber verkaufen, um Geld zu haben. Aber auch politisch kannte sich der Korse recht gut aus, nur sprach er in den verschiedenen Kreisen immer etwas anderes. Hier nannte er Hitler „Führer", der den Sudetendeutschen helfen wird, dort nannte er wieder den Führer Verbrecher und Kriegshetzer.

In Wien sah es nach dem Zweiten Weltkrieg noch schlimmer aus als damals im Sudetenland. Ruinen, Kälte, Hunger und herumirrende Obdachlose. Aber auch hier fand sich ein Hellseher, der Trost und Rat spendete, und nicht einmal zu teuer. Herr Holzer – so heißt der heute in Amerika steinreiche und berühmte Mann – bewohnte damals nur eine Wohnung ohne Vorzimmer, eine winzige Küche und ein „Kabinett", das war alles. Dort drängten sich die Trostsuchenden und warteten geduldig, bis sie an die Reihe kamen. Herr Holzer befaßte sich damals vor allem mit der Herstellung von Horoskopen, in denen die Zukunft haargenau vorausgesagt war.

Man brauchte nur die Geburtsdaten zu nennen, und schon erfuhr man, wie es mit der Person weitergehen wird. Niemals aber prophezeite Herr Holzer etwas Trauriges oder Schlechtes, denn davon hatten die Leute ohnehin genug.

Natürlich fanden sich Bösartige, die Herrn Holzer einen gewissenlosen Betrüger nannten. Eine Wiener Wochenzeitung sandte deshalb im Jahre 1947 eine Redakteurin zu ihm, die tatsächlich ein wundervolles Horoskop erhielt, und das nur für 20 Schillinge. Nicht für sich selbst wollte sie das Horoskop, sondern für eine Bekannte, wie sie sagte. Diese Journalistin (leider muß zugegeben werden, daß es die Schreiberin dieser Zeilen selbst war) war aber wahrscheinlich zerstreut, und so gab sie dem Herrn Holzer die Geburtsdaten eines Kindes an, das schon seit Jahren tot war. Schade, denn Herr Holzer sah für das Mädchen in dem Horoskop eine herrliche Zukunft. Sie wird einen Besatzungsoffizier heiraten, und zwar einen Amerikaner, zwei Kinder haben und sehr gut versorgt ein hohes Alter erreichen. Die Reportage darüber war wirklich nett, die Leser lachten viel, aber Herrn Holzer hat es nicht gefallen.

Heute lebt Herr Holzer in Amerika und ist Berater verschiedener Politiker. Er gibt Bücher heraus, die auch in deutscher Sprache erscheinen, vor allem über die Hellseherei, aber auch darüber, wie man mit den Toten reden kann. Angeblich ist ein Gespräch mit einem Toten nicht schwieriger als ein Telefongespräch mit einem Lebenden.

Es gibt aber einen Mann, der nachweisbar die Zukunft Deutschlands richtig prophezeite, und zwar im Jahre 1929. Damals erschien im Verlag Paul Steegemann in Berlin ein Buch mit dem Titel „Hat Erich Maria Remarque wirklich gelebt?" Ein sonderbarer Titel also, denn gerade damals kannte man den Namen Remarque fast in der ganzen Welt wegen seines Buches „Im Westen nichts Neues". Der Autor des Buches nannte sich „Mynona", von hinten nach vorne gelesen also „Anonym". In Wirklichkeit hieß dieser „Anonym" Dr. Salomon Friedlaender, und er sagte alles richtig voraus.

Am 7. 9. 1956 schrieb ein reicher Hamburger Holzkaufmann

F. N. einen viele Seiten langen Brief an den damaligen Innenminister Dr. Schröder, in dem Zitate aus dem sehr interessanten Buch des Herrn Mynona angeführt waren. Schon im Jahre 1929 wußte demnach der Zionist und Freimaurer Friedlaender, daß Hitler im Jahre 1933 an die Macht kommen, im Jahre 1939 einen Krieg entfesseln wird, durch den Deutschland für immer erledigt sein wird. Auch daß Hitler im Jahre 1945 „mit seiner schönen blonden Braut“ durch Mord und Selbstmord enden wird, wußte der Verfasser schon im Jahre 1929. Herr Friedlaender erklärt auch, warum er in dem Titel des Buches den Namen Remarque benützt hat, nämlich darum, weil der Name damals in aller Munde war. Weiter wurde erklärt, daß alle Ereignisse, die Hitler und Deutschland betreffen, sich immer an den für die Zionisten wichtigen Tagen ereignen werden.

Der Hamburger Holzkaufmann ersuchte den Herrn Innenminister also, diese geheimnisvolle Sache überprüfen zu lassen, denn, falls Herr „Anonym“ kein Hellseher war, mußte Hitler von den Zionisten geführt worden sein. Weil dieses Buch in Deutschland nach dem Krieg überall spurlos verschwand, verwies der Briefschreiber auf ein Exemplar dieses Werkes in der Stadtbibliothek der Stadt Göteborg in Schweden, Ac 570.

Aus Bonn kam lange keine Antwort. Inzwischen erschien dieser Offene Brief an den Innenminister mit Kommentaren im Verlag Guido Roeder, Oberammergau, und sofort begann eine spannende Kriminalgeschichte. Sämtliche Exemplare wurden ohne Angabe von Gründen beschlagnahmt, und Roeder und dem Holzkaufmann wurde mitgeteilt, daß man gegen sie gerichtlich vorgehen würde. Warum aber, das stand in dieser kurzen trockenen Drohung nicht. Beide Männer waren Gegner des Nationalsozialismus, und Roeder war einige Monate während des Krieges als politischer Häftling in Dachau. Die angedrohte Anklage erfolgte aber nicht, sondern für Roeder eine Vorladung, sich ohne Verzug in der Landesirrenanstalt Haar einzufinden, wo er psychiatriert werden sollte, da, laut Staatsanwaltschaft, der Verdacht bestehe, daß bei ihm und dem Hamburger Altersschwachsinn die Ursache ihres Handelns wäre.

Nur so nebenbei, Herr Bundeskanzler Adenauer war damals immerhin, sehr milde und schonend gesagt, um einige Stunden älter. Roeder, der lange Jahre als Finanzberater in den USA tätig war und als Freimaurer sehr geschätzt wurde, bis er absprang und die Gründe dazu in seinem Verlag veröffentlichte, verschwand in Haar für immer. Schon nach einigen Wochen seiner Psychiatrierung verstarb er plötzlich. Woran? Na klar, Altersschwäche und Altersschwachsinn!

Napoleon mußte in den spiritistischen Seancen im Sudetenland deutsch sprechen, damit er verstanden wird. Der Zionist Friedlaender, vulgo Mynona oder Anonym, schrieb für die Deutschen deutsch, verstanden wurde er aber nicht. Oder wollte man seine präzise Prophezeihung aus gewissen Gründen nicht verstehen?

Anmerkung für die eventuellen Schatzsucher: Ein Exemplar des Offenen Briefes mit den Kommentaren, betitelt „Die Weltherrschaft der Khasaren", gibt es noch, aber nicht in der Wohnung der Verfasserin dieser Zeilen.

Die wundervolle Schlinge

Es war einmal ein gewisser Schriftsteller – war es vielleicht Edgar Alan Poe? – und der hat sich eine komische Geschichte ausgedacht, in der eine Schlinge die Hauptrolle spielte. Ein junger Mann, der schon wußte, daß viele Wege nirgendwohin führen, der stand also eines Abends in seinem Zimmer beim Fenster und grübelte. Die Wohnung gegenüber stand bis dahin leer und dunkel, aber diesmal schien sie bewohnt zu sein. Ein liebliches junges Mädchen stand dort ebenfalls am Fenster und lächelte den jungen Mann freundlich an. So lange, bis er ebenfalls lächelte.

Am nächsten Abend stand das Mädchen wieder in der dunklen Wohnung, und diesmal hatte sie etwas in der Hand. Ein Strick war es, und sie zeigte dem Mann den Strick so lange, bis er ebenfalls irgendwo einen Strick fand und ebenfalls mit ihm spielte, genau wie das Mädchen.

Am dritten Abend, man könnte auch am letzten Abend sagen, aber gewöhnlich wissen die Menschen nicht, welcher Abend ihr letzter sein wird, machte das Mädchen aus dem Strick eine Schlinge und legte sie lächelnd um den Hals. Das wiederholte sie so lange, bis der junge Mann den Kopf ebenfalls in die Schlinge steckte – und dann machte er dem Mädchen auch das andere nach. Er erhängte sich.

Eine wirklich komische Geschichte, nicht wahr? Wer würde denn schon so dumm sein, freiwillig und ohne Grund den Kopf in eine Schlinge stecken? So etwas gibt es doch gar nicht. Oder vielleicht doch?

Die „Süddeutsche Zeitung" brachte kürzlich eine komische Geschichte – Verzeihung, einen sehr ernsten Bericht aus Washington. Noch vor dem Jahre 2000, so haben es die emsigen Forscher ganz

genau erforscht, wird die Welt durch einen Atomkrieg vernichtet werden, wenn nicht bis dahin alle Länder auf ihre Souveränität verzichten und eine autoritäre Weltregierung akzeptieren. Änderung des Lebensziels und der Menschen überhaupt wird ebenfalls notwendig sein. Demokratische Werte wird es dann nicht mehr geben, alles wird die allwissende und allmächtige Weltregierung bestimmen und anordnen.

Der Weg zum Atomvernichtungskrieg hat also zum Glück einen Ausweg. Man verzichte auf Nationalität und Vaterland und Muttersprache, man verzichte auf eigene Meinung, man verzichte sogar auf die ach so gelobte Demokratie. Kurz und gut – man stecke einfach den Kopf in die Schlinge.

Manchmal auch hängt die Schlinge für alle sichtbar da, aber man will sie nicht sehen, so wünschen es die lächelnden Meinungsmacher, die die Schlinge halten. Zwei Mädchen, elf und zwölf Jahre, lockten einen sechsjährigen Jungen, freilich nicht mit einer Schlinge, sondern mit einem Kaninchen, das sie ihm auf dem Dachboden zeigen wollten. Lachend lief also der Junge mit den beiden lächelnden Mädchen über die finstere Stiege hinauf, und sie brachten ihn dort „einfach" um. Sie erwürgten ihn, mit den Händen, ohne Schlinge. Und warum? Na ja, erzählten die Mädchen ruhig und noch immer lächelnd der Polizei, sie haben im Fernsehen viele Morde gesehen, und so wollten sie es halt einmal ausprobieren, wie das ist, wenn man jemanden umbringt. Bereuen? Wozu? Bereuen vielleicht nur, daß es nicht so aufregend war, wie in einem Krimi. Der Bub hat gewinselt und gebettelt, man soll ihn laufen lassen, und dann war er auf einmal hin.

Wer war der Schuldige in diesem Fall? Das „deutsche" Fernsehen? Lächerlich. Man zeigt zwar im Fernsehen wie man mordet, aber noch niemals wurde jemand aufgefordert ebenfalls zu morden.

Warum lächelte eigentlich das Mädchen mit der Schlinge, als sie den jungen Mann in den Tod lockte? Das Lächeln lenkt ab. Wer würde zum Beispiel nicht lächeln, wenn er in den demokratischen Zeitungen liest, daß es noch vor dem Jahre 2000 keine Vornamen und auch keine Familiennamen mehr geben würde. Ungefähr so:

„Wir geben die Geburt unseres Töchterchens bekannt, das von dem zuständigen Amt die süße und entzückende Ziffer 003784/005 erhielt." Keine Namen also mehr, die immerhin die Nationalität oder Rasse ahnen lassen, nur Ziffern.

Neu ist dieser Gedanke übrigens nicht. Gleich nach dem Ersten Weltkrieg verfaßte der bekannte tschechische Schriftsteller Karel Capek, Freimaurer und Freund des Tschechenpräsidenten Masaryk, ein Theaterstück mit dem Titel „R.U.R.", Untertitel „Rosums universale robots". Dieses Theaterstück wurde nicht nur an den tschechischen Bühnen gespielt, sondern auch überall im Ausland, und es erzielte begeisterte Kritiken. Die (ehemaligen) Menschen in diesem Stück waren Roboter, alle gleich gekleidet, Männer und Weiber mit glattrasierten Schädeln, alle dirigiert durch den unsichtbaren Weltherrscher Meister Rosums. Nur Ziffern waren diese Sklaven, aber so weit sind wir vorläufig noch nicht.

Zuerst kommt, laut Presse, in spätestens drei Jahren ein europäischer Reisepaß. Dort wird zwar noch der Name des Besitzers angeführt, aber nicht mehr die Nationalität. Später dann wird in dem Paß nur die Ziffer des Inhabers stehen, kein Name mehr. Dadurch entgehen wir dem Letzten Weltkrieg, denn wozu soll eine Ziffer gegen eine andere Ziffer kämpfen?

Und was wird mit den zahlreichen Religionen sein? Das erklärt diesmal kein nettes Mädchen mit einer Schlinge, sondern ein robuster und starker Mann mit der Faust, der sich selbst bescheiden „der größte Mann dieser Welt" nennt, und dadurch dem Mister Kissinger Konkurrenz macht, der sich ebenfalls für den größten Mann dieser Welt hält, wie es eine französische Journalistin in ihrem Buch „Henry cheri" behauptet.

Muhammad Ali, Boxer und Ideal von Millionen Anhängern dieses „gesunden" Sports, weiß schon heute, daß der Islam die Weltreligion sein wird. 9 Millionen Dollar kassierte dieser „größte Mann der Welt" für einen Boxkampf in Manila, und der Kaiser Nero hätte sich schier gewundert, wenn er hätte dabei sein können. Die wilden Tiere waren hier nicht in der Arena wie zu seinen Zeiten, diese Tiere okkupierten zu Tausenden und Tausenden die nicht

gerade billigen Plätze (bis 1000 Dollar pro Eintrittskarte) und brüllten: „Blut, Blut, wir wollen Blut sehen!“

Wozu also eine Schlinge, wenn man mit Blut noch besser ablenken kann?

Nur eine kleine Frage, wenn es erlaubt ist. Die Weltregierung wird es also geben, die Ziffern auch; aber wird es dann auch noch einen Gott geben? Aber sicher, und zwar einen schon heute für alle sichtbaren Gott. Die Industrie, die lenkt die Welt, und sie wird sie auch weiter lenken, wenn nicht – – Wozu brauchen schließlich Ziffern die Natur? Die Natur produziert kein Geld, sie ist also überflüssig.

Wie wäre es aber, wenn die Geschichte mit der Schlinge anders enden würde, als es Poe geschrieben hat? Wenn der junge Mann, anstatt eine Schlinge aus dem Strick zu machen, mit dem Strick die raffinierte Verführerin verprügelt hätte? Nein, nein, das wäre doch Widerstand gegen die schon so fest und schön geplante Zukunft. Also, einen Strick her, eine Schlinge, Kopf hinein – und die Zukunft gehört uns.

Trockenes Wasser

„Die Wege zu uns sind nur für Esel passierbar. Deshalb werden Sie sich bei uns sofort zu Hause fühlen."

Dieser Werbetext aus einem Flugblatt in Fürth wird sicherlich jedem Esel sofort klar. Das bedeutet aber nicht, daß Bayern oder gar die (Deutsche) Bundesrepublik nur mit lauter Eseln bevölkert ist. Und außerdem, sind die Esel tatsächlich so dumm, wie man ihnen nachsagt? Eher gibt es zweibeinige Wesen, die sich einer wenig hervorragenden Intelligenz erfreuen. Bestimmt, sonst wären bei uns und auch anderswo verschiedene Dinge nicht möglich.

Frau Lina Heydrich, einst in ihrem herrlichen Domizil bei Prag der Schrecken tschechischer und deutscher Kinder, die es wagten, über die Mauer in den Park zu kriechen und Fallobst zu stehlen – Frau Lina ohrfeigte diese kleinen Verbrecher tüchtig eigenhändig – und später im Jahre 1943 untröstliche Witwe ihres ermordeten Ehegatten, des Gestapochefs Reinhard Heydrich, und noch ein wenig später wieder glücklich verehelicht mit einem Gegner des Nazi-Regimes, ist Schriftstellerin geworden. Jeder, der sich heutzutage für prominent hält, ist seinem Ruf schuldig, Memoiren zu dichten. Der Titel der Erinnerungen der ehemaligen Frau Heydrich ist „Leben mit einem Kriegsverbrecher und die Folgen" und besagt eigentlich alles, nur einiges nicht. Warum lebte diese Dame so lange mit einem Kriegsverbrecher? Wer hat sie dazu gezwungen? Und warum trauerte sie diesem Kriegsverbrecher ausgerechnet nur so lange nach, bis das Dritte Reich zusammenbrach?

Ja, die Zeiten ändern sich halt, nur die Wege für die Esel nicht. Graf Esterhazy, Abgeordneter im tschechischen Parlament der Masaryk-Republik als Vertreter der ungarischen „Minderheit", hob einmal auf der Rednertribüne die Hand und rief: „Ich schwöre den

tschechischen Eid!“ Die „Belohnung“ für diese ungeheuerliche Beleidigung der Tschechen erfolgte sofort. Verlust der Immunität, 11 Monate Gefängnis ohne Bewährung. Dabei sagte er nur die Wahrheit. Tschechische Richter, Offiziere und auch Abgeordnete in Österreich-Ungarn schworen den Eid auf die Habsburger Monarchie, und genauso schworen sie den Eid im Jahre 1918 auf die Tschechoslowakische Republik. Ist der Eid, der die Treue bedeutet, also zeitlich begrenzt oder ohne weiteres auswechselbar? Schwor nicht der Herr Genosse Bundeskanzler Helmut Schmidt die Treue dem „größten Verbrecher aller Zeiten“, Adolf Hitler? Nicht nur die Tschechen schworen den tschechischen Eid, wie es Graf Esterhazy seinerzeit im Prager Parlament sagte, sondern auch viele ehrwürdige Deutsche, Offiziere, Richter und Politiker schworen den „deutschen Eid“, und jedesmal jemandem anderen.

In Düsseldorf, einmal berüchtigt durch den Massenmörder Kürten, sitzen jetzt ehrwürdige Richter Gericht über eine üble Kriegsverbrecherin. Hermine Ryan mußte auf ihren Prozeß schon einige Jahre im Untersuchungsgefängnis warten, da sie „staatenlos“ ist. Tausende und tausende „Gäste“ in Westdeutschland, Tschechen, Jugoslawen, Türken, Italiener usw., die den einträglichen Beruf der Diebe, Einbrecher und Drogenverkäufer ausgeübt haben, befinden sich bis zu der Gerichtsverhandlung auf freiem Fuß, weil sie „einen ständigen Wohnsitz“ nachweisen können. Allerdings, Hermine Ryan stahl nicht und betrog auch nicht, sie tat etwas viel Schrecklicheres. Sie wurde im Jahre 1939 als Aufseherin in Ravensbrück verpflichtet; damals war sie noch nicht 19 Jahre alt. Als gebürtige Österreicherin wurde sie nach dem Krieg in Österreich angeklagt, aber freigesprochen, weil man ihr nicht Mißhandlungen der Gefangenen nachweisen konnte.

Es folgte aber noch ein Prozeß, da Hermine eine kurze Zeit auch im KZ Majdanek tätig war, bis sie erkrankte und aufhören mußte. Diesmal wurde sie in Sachen Ravensbrück zu 4 Jahren verurteilt, obwohl ihr wieder keine Übergriffe an den Gefangenen nachgewiesen werden konnten, in Sachen Majdanek aber freigesprochen. 4 Jahre verbrachte sie im Kerker, dann arbeitete sie als Geschirr-

spülerin in Wien in einem Hotel und lernte dabei den amerikanischen Soldaten Ryan kennen. Die beiden wanderten aus und heirateten und lebten als Arbeiter recht und schlecht in Amerika, bis der „miese Jude" Wiesenthal – der österreichische Kanzler Kreisky nannte ihn bekanntlich so in seinem Zorn – einen Majdanek-Prozeß für seinen Ruhm und sein Bankkonto benötigte. 16 „Kriegsverbrecher", Aufseher aus Majdanek, fand Herr Wiesenthal in der ganzen Welt, dabei auch Hermine Ryan.

Eine kleine Schwierigkeit war dabei, Hermine war nämlich amerikanische Staatsbürgerin und die Auslieferung nach Westdeutschland schien fraglich. Doch Herr Wiesenthal wußte Rat. Eine Kriegsverbrecherin verdient nicht amerikanische Staatsbürgerin zu sein, das begreift jeder Esel. Hermines Mann sagte als Zeuge in Düsseldorf, daß Hermine derart verfolgt wurde, daß sie „freiwillig" auf die amerikanische Staatsbürgerschaft verzichtete. Dreimal im Jahr kratzte Ryan seinen kargen Verdienst zusammen und fuhr nach Düsseldorf, um einige Tage in der Nähe seiner Frau, durch das Gitter getrennt, verbringen zu können.

Warum Hermine eine Kriegsverbrecherin ist, ist den „deutschen" Richtern in Düsseldorf – und auch dem dümmsten Esel – klar. Sie sollte als 19jährige schon im Jahre 1939 wissen, daß Hitler einen Weltkrieg entfesseln wird und daß er die Ausrottung der Juden plant. Trotzdem schwor sie als Aufseherin dem Verbrecher Hitler die Treue. Wie ist es aber zum Beispiel mit dem momentanen sehr geschätzten Herrn Bundespräsidenten Scheel? Der schwor doch dem Verbrecher Hitler als Offizier der Wehrmacht auch die Treue, und daß die Luftwaffe, bei der er diente, nicht immer nur Rosen über England, Frankreich usw. abwarf, war ihm doch bekannt, oder vielleicht nicht?

Die Richter in Düsseldorf glauben Hermine kein Wort. Wenn sie auch von den geplanten Verbrechen des Dritten Reiches nichts wußte, hätte sie sich dieses Wissen verschaffen müssen.

Es gibt aber zum Glück auch andere Richter, die einem Beschuldigten jedes Wort glauben. Keine „deutschen" Richter selbstverständlich, sondern Amerikaner. Es war einmal vor 6 Jahren in

einem kleinen Ausflugsort in Amerika eine lustige Nacht-Party, und dabei waren auch ein junger Herr und ein junges bildhübsches Mädchen tschechischer Abstammung, aber ihr ursprünglicher Name Kopecny war schon längst amerikanisiert. Die beiden verließen vor Mitternacht die anderen Gäste, weil der junge Herr die hübsche Sekretärin in seinem Wagen in ihr Hotel bringen wollte, „da sie schläfrig war", wie er es den Richtern später sagte. Ob Fräulein Kopecny schon in dem Wagen einschlief, ist nicht bekannt, sicher ist nur, daß sie bis heute schläft und niemals mehr aufwachen wird. Der junge Herr verfehlte nämlich den richtigen Weg, obwohl er ihn schon mehrmals gefahren ist, und plumpste mit seinem Wagen von der Brücke ohne Geländer in den See. Es gelang ihm mit Gottes Hilfe – der junge Herr ist ein strenger Katholik – aus dem Wagen herauszukriechen, und er riskierte nachher heldenhaft ohne weiteres sein Leben, indem er noch dreimal in das tiefe Wasser tauchte, um das Mädchen zu retten. So sagte er es den Richtern, und die Richter glaubten es. Nachher entschloß er sich, Hilfe zu holen, aber anstatt aus dem nächsten Haus zu telefonieren, schwamm er, so wie er war, im Gesellschaftsanzug, auf die andere Seite des Sees, mehr als 2 Kilometer, und kam dort völlig trocken an. Nicht ein Tröpfchen Wasser war auf seinem Anzug, so sagten es später die Zeugen, die ihn sahen, als er in ein Hotel kam, um dort zu übernachten. Die Richter – kraß ausgedrückt – fraßen den trockenen Anzug ohne weiteres, denn es gibt doch für die strengen Katholiken immer noch Wunder. Ganz einfach, das Wasser in dem See war in dieser Nacht ausnahmsweise trocken.

Im Hotel fiel der Retter sofort betäubt ins Bett, wie er es den Richtern sagte und wie es die Richter auch glaubten. Immerhin aber brachte er es fertig, betäubt, wie er war, in der Nacht siebzehnmal zu telefonieren und, sicherlich ganz zufällig, dabei vor allem seine drei Anwälte anzurufen, die auch sofort in einem Flugzeug kamen. „Schon" 8 Stunden später ging der junge Herr mit den Rechtsanwälten zu der Polizei, denn das Mädchen in dem Wagen unter dem Wasser sollte doch gerettet werden. Leider aber geschah diesmal kein Wunder, Mary Jo Kopechne war schon längst tot.

Die amerikanischen Richter glaubten alles. Denn der junge Herr war Ted Kennedy, und er war demokratischer Anwärter auf die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten, und als solcher hat er bestimmt nicht gelogen.

Der halbwegs logische Schluß könnte lauten: Wo es Esel gibt, dort kann es gegebenenfalls auch einmal trockenes Wasser geben.

Mata Hari als Putzfrau

Sie waren beide schön, die Spionin Mata Hari und ihre Darstellerin im Film, Greta Garbo. Die Politiker und Offiziere, die sich sterblich in die schöne Agentin verliebten, verrieten ihr bewußt oder unbewußt die strengsten militärischen Geheimnisse Frankreichs im Ersten Weltkrieg. Übrigens, die heutigen Geschichtsschreiber behaupten, daß Mata Hari keine Spionin war, sondern daß das Deuxième Bureau in Paris (Spionageabteilung) seine vielen Fehler in diesem Geschäft mit einem großen Erfolg decken wollte. Die weltbekannte Tänzerin Mata Hari wurde mit einem Siegesschrei in der Presse hingerichtet. Fertig. Heute hätte sie höchstens einige Monatchen bekommen, wäre sie Agentin gegen die Bundesrepublik, und nachher einige Millionen für ihre Memoiren, und die Macher des „deutschen" Fernsehens hätten sich um sie gerissen.

Die heutigen Star-Agentinnen sind freilich meist anders. So die Putzfrau im Verteidigungsministerium in Bonn – die Presse schwieg diskret darüber –, die bejahrt und dick war und trotzdem große Erfolge hatte, ohne Sex und Sekt. Mit einem Besen nämlich, den sie vor die Tür, wo die streng geheimen Beratungen stattfanden, abstellte. In dem Besen war ein Sender, im Stiel war eine Antenne versteckt. Fertig.

Wie erkennt man aber einen Spion oder eine Spionin? Und haben es die Agenten immer leicht? Nehmen wir an, es käme in die Bundesrepublik ein Agent aus Peru. In seinen Schulbüchern lernte er über die Bundesrepublik folgendes: „Die Bundesrepublik Deutschland liegt im Osten Europas, in der Region Germanien-Polen. Die Hauptstadt ist Berlin-West, sie liegt am Ufer des Rheins. Weil Deutschland unter der Kontrolle von Rußland und USA steht, gibt es einen geistigen Austausch zwischen diesen beiden großen Staaten."

Was jetzt? Wie findet dieser arme peruanische Agent Berlin am Ufer des Rheins. Eigentlich müßte er sich bei seiner Regierung beschweren, die trotz der Riesenbeträge an Entwicklungshilfe aus Westdeutschland es immer noch nicht für nötig hält, die „Tatsachen" über Deutschland in den peruanischen Schulbüchern zu berichtigen und Berlin von dem Ufer des Rheins endlich zu vertreiben.

Vor Jahren – noch unter der Herrschaft des Herrn Gehlen – ereignete sich in Pullach eine nette Geschichte, über die das „deutschfreundliche" Ausland lange lachte. Eines Tages, besser gesagt eines Abends, meldete sich beim Ausgang aus der „Festung" des Bundesnachrichtendienstes ein Herr und wollte hinaus. Sofort Alarm. Zum Glück war aber der Herr kein Spion, sondern ein schwedischer Journalist, dem es ohne weiteres gelang, in die ach so streng bewachte Festung einzudringen und einen ganzen Tag dort ungestört zu verbringen und alles, was er wollte, ruhig zu besichtigen. An sich war diese Sache möglicherweise harmlos, nur eine journalistische Pfiffigkeit, aber nicht so harmlos war einige Jahre später die Serie von Selbstmorden (?) der hohen Beamten des MAD.

Wenn man über die Geheimdienste spricht, so spricht man hauptsächlich über die Milliarden, die sie schon verschlungen haben und noch verschlingen werden. Mit Romantik hat dieser angeblich geheimnisvolle Beruf nichts mehr zu tun. Anders war es zum Beispiel vor dem Ersten Weltkrieg in Österreich-Ungarn. Dort lag wochenlang bei der Hauptpost in Wien ein dicker Brief mit der Chiffre „Opernball 13". Wochenlang saßen dort im Büro neben dem Schalter für die postlagernden Briefe zwei Kriminalbeamte und langweilten sich, weil niemand kam, den so wichtigen Spionagebrief abzuholen. Sie spielten Karten, plauderten und gähnten.

Eines Tages hatten sie aber eine Abwechslung. Ihre Hosen waren von dem langen Herumsitzen derart ausgebeult, daß sie beschlossen, sie auszubügeln. Also, Hosen herunter, und an die Arbeit. Doch der Teufel schläft bekanntlich nie. Ausgerechnet jetzt kam ein Herr zu dem Schalter und verlangte den Brief mit der Unglückszahl. Der

Schalterbeamte zögerte zwar und hustete, um die beiden Bewacher herbeizuholen, aber der Herr riß ihm ungeduldig den Umschlag aus der Hand, und war weg. Bis die Polizeibeamten die Hosen angezogen hatten, war die Droschke mit dem unbekannten Herrn längst fort. Nur ein Zufall brach dem erpreßten homosexuellen Oberst Alfred Redl das Genick. Er öffnete schon in der Droschke den Umschlag mit den zaristischen Rubeln, die er für den österreichischen Aufmarschplan erhielt, und vergaß in der Aufregung auf dem Sitz sein Federmesser. Einige Stunden später saß im Hotel Klomser beim Tisch eine Leiche. Damals sprach man von einem Selbstmord des hohen geheimdienstlichen Offiziers. Heute weist vieles darauf hin, daß er in seinem Hotelzimmer von Offizieren erschossen wurde, weil er den Mut nicht aufbrachte, sich selbst umzubringen.

Trotz des Riesenfortschrittes der Technik, trotz der Laserstrahlen, braucht man in der Spionagebranche immer noch Menschen. Es gibt in jedem Staat Spionageschulen, in denen die zukünftigen Agenten unterrichtet werden. In Marienbad in der Tschechei ist so eine Schule; die Absolventen von dort sind fast ausschließlich für Westdeutschland bestimmt. Das Hauptfach ist trotz der Technik immer noch die Psychologie. Daß die Tschechen keine schlechten Spione sind, das bewies wieder einmal in diesen Tagen der Fall Pavel Minarik.

Im Jahre 1950 baute der amerikanische Spionagedienst, damals CIC, in München das erste Haus des Senders Radio Free Europe, ausgerechnet dort am Rande des Englischen Gartens, wo wegen des Naturschutzes niemals gebaut werden sollte. Heute steht dort eine lange Reihe von Häusern dieses Senders, die herrlichen Bäume mußten ihnen Platz machen. Tausende von Technikern, Redakteuren und Sprechern sind dort tätig, einer von ihnen war auch Pavel Minarik. In diesen Tagen stand dieser Sprecher jenes Senders wieder vor dem Mikrophon, aber diesmal nicht in München, sondern in Prag, und erzählte den zahlreichen ausländischen Journalisten ausführlich, wie er in München gearbeitet hatte. Er kam als „Flüchtling und Antikommunist" im Jahre 1968 nach Westdeutschland und wurde kurze Zeit darauf Sprecher des Senders Free Europe. Natür-

lich wurde er vorher von den Herren des CIA, die in dem Sender ihr Hauptquartier haben, streng überprüft. Daß Minarik ein tschechischer Spion und Offizier war, darauf kamen die amerikanischen „Fachleute", vorwiegend Juden, nicht. Oder wollten sie es vielleicht nicht wissen? Kurz und schlecht, Minarik erfüllte ohne Schwierigkeiten alle Aufträge, die er in den Jahren aus Prag erhielt, und begab sich nach der getanen Arbeit ruhig und zufrieden in die Tschechei zurück.

Nicht immer aber endeten die Fälle der Spionage in dem Sender so harmlos. Am 11. November 1965 berichtete die „Münchner Abendzeitung" über den geheimnisvollen Todesfall eines Sprechers des Senders in seiner Wohnung in der Lamontstraße in München. Der Tscheche Stanislav Kavan wurde in einer trockenen Badewanne tot aufgefunden, bekleidet nur mit einer Badehose, und mit durchschnittenen Pulsadern und Hals. Der damalige Präsident des Landeskriminalamtes, Herr Hans Schneider, versprach einige Tage später der Presse, über den Fall zu berichten, ob es Mord oder Selbstmord war. Auf diesen Bericht warten wir bis heute noch, und derjenige, über den man munkelte, daß er der Mörder des Kavan war, spaziert noch immer vergnügt in München herum.

Kurze Zeit später starb, ebenfalls in der Lamontstraße in seiner Wohnung, ein tschechischer Redakteur des Senders Free Europe. Otta Graf, so hieß er, beging aber keinen Selbstmord und wurde auch nicht ermordet, sondern er starb einfach an einem Herzschlag. Die Verfasserin dieser Zeilen war in der Wohnung des Toten mit seiner Witwe Anka, die ebenfalls in dem Sender tätig war. Man muß sagen, der Herzschlag war wirklich außerordentlich stark. Die Tassen, Gläser und Aschenbecher lagen in Scherben überall herum, die Wand bei dem Bett und der Teppich waren über und über mit Blut bespritzt, und der Tote hatte eine große Wunde in der Brust. Trotzdem war auf dem Totenschein als Ursache Herzschlag angegeben. Anka wußte, wer die Mörder waren, und leider sagte sie es auch in dem Sender. Kurze Zeit später mußte sie „dringend verreisen" und wurde seitdem niemals mehr gesehen.

Ist die Spionage in den Zeiten „der Annäherung und Kontakte"

wirklich noch notwendig? Herr Minister Ehmke durfte ohne weiteres mit seiner frisch angetrauten tschechischen Gattin die Tschechei bereisen, obwohl er damals der oberste Herr des Bundesnachrichtendienstes war. Sicherlich aber plauderte er während der Reise mit den Tschechen nur über das Wetter. Ein kostbares Geschenk erhielt nach dieser Reise von ihren bitterarmen Eltern seine Ehefrau, und zwar ein Schachspiel, fast 300 Jahre alt, mit handgeschnitzten Figuren aus Elfenbein und einer großen Goldplatte. Na, was ist schon dabei? Mit Spionage hat doch das Schachspiel wirklich nichts zu tun.

Jedenfalls, immer noch besser Spionage mit einem Besen, als ein blutiger Herzschlag.

Knödel und Gift

Ja, ein Ausländer müßte man halt sein, wenn man in dem westlichen Teil Deutschlands gut leben will. Wenn man schon nicht den Vorzug und das Glück hat ein Jude zu sein, so müßte man wenigstens ein Tscheche, Jugoslawe, Türke usw. sein.

Vor einigen Jahren lebte hier ganz ausgezeichnet ein Gast aus der Türkei – Fremdarbeiter darf man nicht sagen, sondern Gastarbeiter, obwohl man sonst Gäste kaum jahrelang arbeiten läßt und sie dafür auch noch bezahlt. Dieser türkische Gast war also ein glücklicher Vater von nicht weniger als 26 Kinderchen und bezog natürlich in den ganzen Jahren einen hübschen Haufen Kindergeld, denn der kleine deutsche Steuerzahler hat zu zahlen und nicht zu fragen, warum und wofür. Es waren die neidischen Landsleute dieses Türken, die fragten, wo sich eigentlich die 26 süßen Kinderchen in der Türkei befinden. Die „deutschen" Ämter brauchten aber noch sehr lange, bis sie herausfanden, daß diese 26 Kinder nur auf dem Papier für die Auszahlung des Kindergeldes vorhanden waren. Geschehen ist diesem unserem schlauen Gast selbstverständlich nichts, keine Strafe für diesen Betrug, nicht einmal das viele Geld mußte er zurückgeben, und konnte ohne weiteres bei uns auch weiter gastieren.

Josip, ein Jugoslawe, ist ebenfalls unser lieber Gast, der stand aber leider in diesen Tagen vor einem Gericht in München als Angeklagter. Ein böser und unvernünftiger Staatsanwalt warf Josip vor, im Keller eines Hauses eine Dienstleitung angezapft zu haben, um dadurch kostenlos mit seiner Mutti in Zagreb telefonieren zu können. Der Richter, Herr Hans Schmid, war ganz empört. Nicht über die Frechheit des Genossen Josip, sondern darum, weil er wegen so einer Kleinigkeit dem armen Gast einen Prozeß machen sollte. Es ist doch ganz selbstverständlich, so begründete zornig

dieser humane Richter den Freispruch, daß Josip Heimweh nach seiner Mutti und seiner Heimat hat, und weil er das viele Geld für die täglichen Telefongespräche nicht von seinem Gehalt bezahlen konnte, so hatte er sich anders geholfen. Herr Genosse Josip muß die langen Telefonate nicht bezahlen, auch keine Prozeßkosten. Er darf als Gast weiter bleiben, und wir, weil wir leider keine Ausländer sind, müssen alles für ihn bezahlen. Wäre der Angeklagte in diesem Prozeß ein Deutscher gewesen – na, wie viele Monate hätte er sitzen müssen?

Selbstverständlich gibt es Ausnahmen, und sogar auch in dem von Kommunisten regierten „demokratischen" Teil Deutschlands. Ein Deutscher hat dort nach dem Krieg eine große Karriere gemacht, er ist Medizinalrat und Chefarzt einer Betriebspoliklinik, hat eine herrliche Wohnung, Geld, viele Ehrungen, kurz und gut alles. Nur eines hat Genosse Bruno Nowak, wohnhaft in Saalfeld/Saale, nicht. Nämlich den Doktortitel, den hat dieser „Doktor" nicht. Warum ihm die kommunistischen Behörden, die sonst äußerst mißtrauisch sind und alle Angaben mehrmals überprüfen, Glauben schenken, ist ein Geheimnis. Herr „Doktor" Nowak behauptet, er hätte an der Karlsuniversität in Prag studiert und am 4. Mai 1945 promoviert, also ausgerechnet an dem Tag, wo schon die Tschechen die große Jagd auf alle Deutschen begonnen hatten.

Offensichtlich kennt sich Herr Nowak in den Prager Universitäten nicht gerade gut aus, sonst müßte er wissen, daß die Karls-Universität eine tschechische Universität war, und er, der kein Wort tschechisch spricht, dort kaum Medizin hätte studieren können. Außerdem war die Karls-Universität von den Deutschen im Oktober 1939 geschlossen worden und blieb geschlossen bis zum Herbst 1945. Aber auch die deutsche Universität in Prag, offizieller Name „Prager Deutsche Universität", war seit August 1944 von Goebbels wegen des „totalen Krieges" ebenfalls geschlossen und nie wieder geöffnet. Die Tschechen könnten diesen „Irrtum" des Genossen Nowak, der behauptet ein Doktor zu sein, leicht korrigieren, aber sie tun es seltsamerweise nicht und haben sicherlich einen Grund dazu. Macht nichts, Genosse „Doktor" Nowak kuriert und operiert

trotz dieser Hochstapelei ruhig weiter. Na ja, die Totengräber und Sargmacher wollen schließlich auch leben.

Jetzt noch als Besonderheit die Karriere einer deutschen Dame in München. Die Dozentin Gertraud Will, nebenbei Anarchistin, Expertin für gefälschte Ausweise, Bomben, Entführungen und Erpressung, Fluchthelferin für ihre Kollegen Anarchisten, soll sich vor Gericht für ihre erfolgreiche Tätigkeit als Mitbegründerin der neuen „Tupamaros Welt" verantworten. So eine Tätigkeit ist in Westdeutschland seit einigen Jahren bei der „Intelligenz" allerdings keine Seltenheit. Interessant bei diesem Fall ist nur der Titel „Dozentin". Laut Anklageschrift absolvierte sie lediglich einige Klassen der Volksschule, aber sie durfte mit dieser nicht gerade großartigen Bildung ohne weiteres auf der Volkshochschule als Dozentin Vorträge über Erziehung und Pädagogik für die Hörer halten.

Wer hat wohl diese blutrote Dame zur Dozentin ernannt? Darüber wird im Landgericht in München diskret geschwiegen. Übrigens, ihre Chefin, Frau Meinhof, war ebenfalls Dozentin, allerdings an der sogenannten „Freien Universität" in Westberlin. Man sieht also, daß nicht nur Ausländer in Westdeutschland Glück haben können.

Wie wäre es mit einem Besuch in der „Goldenen Stadt"? Nein, man muß nicht nach Prag fahren, die „Goldene Stadt" ist eine tschechische Gastwirtschaft und befindet sich in München. Es war an einem Samstag um die Mittagszeit, als eine Frau die Schilder und Plakate an der Tür und an den Fenstern studierte. Nicht weniger als 15 deutsche Clubs haben hier bei dem Tschechen eine gemütliche Zuflucht gefunden, und sie alle empfehlen wärmstens die weltbekannte tschechische Küche, tschechische Gastfreundschaft, tschechische Knödel mit Kraut und mit dem berühmten guten tschechischen Herz. Also hinein.

Das große Lokal oben ist überfüllt, man hört aber nur die deutsche Sprache. Dafür residieren in dem eleganten Saal unten ausschließlich Tschechen. Bei jedem Tisch steht ein glänzender Sektkübel mit einigen Flaschen. Kein Pilsner Bier also, überhaupt kein

Bier; die armen tschechischen Flüchtlinge und Emigranten bevorzugen Sekt und teure Liköre. Schon rennt ein Kellner der Frau entgegen, wedelt mit tschechischer Speisekarte und fragt unterwürfig, natürlich tschechisch, was die Gnädigste befiehlt. Die „Gnädigste" bittet deutsch um eine Tasse Kaffee. Der Tscheche glotzt sie so entsetzt an, als ob sie eine mittelgroße Atombombe mit Kartoffelsalat bestellt hätte, und rennt fort, den Chef holen. „Die deutsche Sau dort", meldet er, „will nur eine Tasse Kaffee."

Die Frau fühlt sich um Jahre verjüngt. Nach dem Krieg wurde sie in Prag prinzipiell nur „deutsche Sau" tituliert, wie übrigens alle deutschen Frauen damals. Schon ist aber der schwerreiche Chef, der Tscheche Hubalek da, packt mit einer Hand die Tasche der „Sau" und zeigt mit der anderen Hand auf einen ungedeckten Tisch in der Ecke bei den Toiletten, auf dem volle Aschenbecher und Teller mit Speiseresten wenig Platz lassen. „Tassen haben wir nicht, Sie können nur ein Portion Kaffee haben oder gar nicht." Er spricht deutsch, zwar nicht gut, aber immerhin. Die Frau bestellt also eine Portion und darf also als Deutsche in diesem tschechischen Lokal bleiben.

Wieso darf sich ein Tscheche in der deutschen Stadt München so etwas erlauben? Ganz einfach, in seinem Lokal verkehren deutsche Polizeipräsidenten, deutsche Richter und Staatsanwälte; Herr Hubalek hat also die notwendigen Beziehungen, und es ist auch kein Wunder, daß Herr Hubalek, dessen Vergangenheit in der Tschechei nicht gerade so glänzend war wie die Sektkübel hier, solche Gäste, wie diese Frau nicht gerne sieht. In seinem Gästebuch, natürlich mit einer tschechischen goldenen Aufschrift „Kniha hosti", haben sich alle „deutschen" Kanzler nach dem Krieg verewigt, ein Stammgast hier ist zum Beispiel der Genosse Exkanzler, der sich Willy Brandt nennt, aber auch Kardinal Döpfner und hohe Repräsentanten der evangelischen Kirche, prominente Juden und Künstler, die Sängerin Erika Köth und Curd Jürgens unter anderen. Alle loben in dem Buch nicht nur die tschechische Küche, sondern auch die Tschechen selbst.

Auch der tschechische Spion Pavel Minarik, der 8 Jahre in dem

amerikanischen CIA-Sender Radio Free Europe tätig war, war hier oft Gast und hat hier, wie er in Prag berichtete, bei den deutschen Politikern bei Speise und vor allem beim Trunk verschiedenes erfahren, wofür sich Prag interessierte. Ehrenplatz in dem Gästebuch hat die unlängst in München verstorbene jüdische Schauspielerin Therese Giehse, die in Wirklichkeit Gift hieß. Auch hier vergaß sie nicht kundzugeben, wie sie die Deutschen hasse und verachte, und wie großartig es von den Tschechen war, daß sie nach dem Krieg die Deutschen aus der Tschechei zum Teufel jagten. Jetzt wird übrigens nach Frau Gift für ihre Verdienste in München eine Straße benannt.

Die armen tschechischen Emigranten und Flüchtlinge trinken noch immer Sekt, als die Frau bezahlt und geht. Knödel, die die Frau Gift so gerne aß, hatte sie nicht bestellt. Was hätte sie wohl in das Gästebuch geschrieben, wenn man es ihr erlaubt hätte? Das, was die Tschechen hier in dem tschechischen Lokal ungeniert sagen. Die Deutschen sind charakterlos, sie kriechen wie Hunde vor jedem Ausländer herum.

Ein Hitler war zu wenig

Während der berühmteste Jäger der Nachkriegszeit, Herr Wiesenthal, ohne weiteres den Eichmann zur Strecke brachte, ist der berüchtigte KZ-Arzt Mengele noch immer überall und nirgends. Mengele versteckt sich unter Tausenden von Masken – und, und das ist das furchtbare und gefährliche, er will für die Nazis, und also für die Deutschen, die ganze Welt erobern. Wie, das enthüllt schonungslos eine gewisse Ira Levin in ihrem Fortsetzungs-Roman zur Zeit in einer westdeutschen Tageszeitung.

Der Verbrecher Mengele erkannte, laut der Romanverfertigerin, haargenau, warum Deutschland den Krieg verlor. Ganz einfach, weil es nur einen Hitler gab. Wie alle genialen Ideen ist auch die Idee des Doktor Mengele ganz einfach. Es muß jetzt mehrere Hitler geben, echte Hitler natürlich, und zwar akkurat 94 Exemplare. Auch die Anfertigung der Menge der neuen Hitlers war nicht kompliziert. Mengele hat, so schreibt Frau Levin wörtlich, aus den Körperzellen des toten Hitler 94 Babys gezüchtet, und sie wurden alle von sorgfältig ausgesuchten Familien adoptiert, die selbstverständlich keine Ahnung hatten, daß sie neue kleine Führerchen hätschelten. In Rom, in Texas und Sibirien, in Washington und in Jerusalem und Kairo, in Luanda und in Lochhausen bei München, überall auf der Welt wuchsen die neuen Hitlers wie die Preise bei der permanenten Inflation.

Aber, das wußte Mengele auch, diese Kinder durften nicht nur wachsen, sondern auch in denselben Verhältnissen aufwachsen, wie einst Hitler Nummer Eins. Weil Adolf Hitler seinen Vater mit 14 Jahren verlor, mußten die Adoptivväter alle ebenfalls sterben, als die 94 neuen Hitlers 14 Jahre alt wurden. Wie? Ganz einfach, durch Mord.

Zum Glück aber tritt auf der nächsten Seite des Romanes ein

Mann aus Wien auf, hier genannt Liebermann, und dieser liebe Mann ist kein anderer als Herr Wiesenthal persönlich. Schon lange wußte er, dieser praktisch Allwissende, daß es in Brasilien eine SS-Bande gibt, die unter dem Befehl des Massenmörders Mengele steht. Nicht mehr und nicht weniger als die Ausrottung aller Juden und anderer ähnlich anständigen Menschen planten diese deutschen Banditen. Gold hatten sie ganze Halden, und dieses Edelmetall stammte aus den Goldzähnen der 6 Millionen von den Deutschen ermordeten Juden. Brutal haben die SS-Unmenschen in Auschwitz und auch anderswo den noch warmen jüdischen Leichen die Goldzähne herausgerissen. Die Geschichte wiederholt sich, sagt man, aber diese Geschichte darf sich nicht mehr wiederholen, sagt der liebe Mann Wiesenthal, und nicht nur die Leser dieses großartigen Romanes, sondern auch die Nichtzionisten freuten sich jeden Tag auf die neue Fortsetzung dieses spannenden Kampfes zwischen dem Guten und dem Bösen.

Und wie heißt diese Zeitung und wie heißt der millionenreiche Herausgeber? Es ist die „Bild-Zeitung“ und der Herausgeber heißt Axel (Cäsar) Springer, der in diesen Tagen, wo dieser Roman in seiner Zeitung läuft, bei einem Festakt im Cuvilliestheater in München mit der „Jakob-Fugger-Medaille“ ausgezeichnet wurde, und zwar, wörtlich, „für seine hervorragenden Verdienste um das Zeitschriftenwesen“. Auch der bayerische Ministerpräsident Alfons Goppel wurde mit einer Einladung zu dieser Feierlichkeit beehrt, und er hörte andächtig zu, als der Laureat Springer immer wieder die Wiedergutmachung der deutschen Schuld betont verlangte.

Freilich darf das Kuratorium der Stiftung „Jakob-Fugger-Medaille“ unter dem Vorsitz des Herrn Banaschewski die Medaille an die Brust desjenigen Mannes kleben, der ihm paßt. Offensichtlich sind die Herren dieses Kuratoriums mit dem „warnenden“ Roman in der „Bild-Zeitung“ über die neuen 94 Hitler einverstanden. Anders aber ist es mit den Lesern dieser Zeitung, die die 94 neuen Führer schlucken und verdauen müssen. Halten die Redakteure dieser Zeitung und vor allem der Herausgeber, Herr Springer selbst, die Leser wirklich für ganz schwachsinnig?

Dazu eine kleine Episode, die die Meinung und Einschätzung der Redakteure der deutschen Zeitungen, was die Intelligenz der Leser betrifft, klar illustriert. Unmittelbar nach dem Krieg kehrte aus einem ziemlich fernen Osten eine Journalistin zurück, die hauptberuflich während des Krieges in der Spionagebranche tätig war, offiziell für die Deutschen und nichtoffiziell gegen die Deutschen. Der Beruf als Agentin gefiel ihr nicht mehr, und so bewarb sie sich als Feuilletonistin um einen Tisch in der Redaktion einer großen Frankfurter Tageszeitung. Dieser Tisch war jedoch leider schon besetzt, aber der Chefredakteur wußte sofort Rat. Der Tisch des Musikkritikers war noch frei. Das Monatsgehalt war mehr als in Ordnung, aber die Journalistin war gänzlich unmusikalisch und konnte kaum den Geigenschlüssel vom Haustorschlüssel unterscheiden. So eine Kleinigkeit spielte aber für den Chefredakteur keine Rolle. Vor dem Konzert, das sie besprechen sollte, wurden im Redaktionsarchiv alte Kritiken über die betreffende Sonate oder das Quartett ausgesucht, der Text ein wenig umgeändert und vor allem mit vielen Fremdwörtern bereichert, und die Namen der damaligen Solisten und Dirigenten durch die neuen, heutigen ersetzt. Fast zwei Jahre schrieb diese Journalistin die Musikkritiken, die in zahlreichen Leserzuschriften als hervorragend bezeichnet wurden. Nachher ging sie als Lektorin zum Hanser-Verlag nach München.

Und die Pointe? Keiner von den Lesern der Zeitung in Frankfurt durchschaute diesen Schwindel.

Es ist ganz gleichgültig, wie die Schreiberei über die 94 Hitler, die noch immer läuft, enden wird, ob der Mengele oder der liebe Mann Liebermann-Wiesenthal siegt – das ist nicht wichtig. Wichtig sind nur die 94 neuen Hitler aus den „Körperzellen des toten Hitler", denn sie bleiben, und das war der Wunsch der Frau Levin und des Herrn Springer. Man mußte „beweisen", daß der Nazismus nicht nur noch immer lebt, sondern daß er immer weiter leben wird, denn die vielen Hitlers werden bestimmt viele Söhne haben.

Darum hat Axel (Cäsar) Springer die „Fugger-Medaille" voll verdient.

Bücher, die nicht besprochen werden

Sofort nach dem Krieg lief in Wien in der Tageszeitung der amerikanischen Besatzungsmacht „Wiener Kurier" ein Forsetzungsroman der bekannten jüdischen Schriftstellerin Vicky Baum. Inhalt: hübsche tschechische Mädchen wurden von der Gestapo in Brünn in ein SS-Bordell verschleppt.

Ausnahmsweise brachte der „Wiener Kurier" diesmal die Wahrheit. Diese nichtpolitische Einrichtung gab es in Brünn tatsächlich, und der Dirigent war der Pächter der Kantine der Gestapo. Er und seine Frau kamen aus Leipzig, wo sie schon früher erfolgreich auf dem Gebiet des Sex tätig waren. So weiß es auch Vicki Baum. Was sie nicht weiß, oder nicht wissen will, ist, daß der Sohn dieses tüchtigen Ehepaares, Herr Hans A., ein Gestapomann war, obwohl seine Gattin, die mit ihm in Brünn in einer luxuriösen Wohnung, aus der die Juden verjagt waren, residierte, eine Volljüdin war, die aber als fleißige Helferin der Gestapo versteckte Juden suchte und oft auch fand.

Kurz vor Ende des Krieges begab sich das Bordellbesitzerehepaar zurück nach Leipzig und das jüdisch-deutsche Ehepaar nach München. Prozesse? Bestrafung? Woher denn; das Ehepaar in Leipzig verwaltete lange Jahre ein lustiges Haus mit hübschen Mädchen für die Sowjetoffiziere, und ihr Gestapo-Sohn war bis zu seinem Tod vor einigen Jahren in München höherer Beamter eines bundesdeutschen Geheimdienstes. Seine jüdische Gattin ist auch heute noch Agentin des amerikanischen Spionagedienstes CIA in München und wird nicht schlecht bezahlt.

Der Roman der Frau Baum wäre viel spannender und interessanter, wenn sie diese Tatsachen geschildert hätte, aber die Geheimdienste sollen halt geheim bleiben.

Nicht immer allerdings. In diesen Tagen erschienen in der Tschechei gleich zwei Bücher, die beide die geheimsten Sachen ohne weiteres bieder ausplaudern. Beide sind von demselben Autor und beide schildern unter dem Titel „Ein Spion als Zeuge“ und „Ein Spion kehrt zurück“ die Erlebnisse des „Kapitäns“ Pavel Minarik als Agent in Westdeutschland.

Anmerkung: „Mensch und Maß“ berichtete über diesen Agenten in zwei Artikeln, noch bevor diese Bücher erschienen waren, und noch lange bevor es in der Lizenzpresse bekannt wurde, daß der Agent Minarik schon zurück in Prag ist.

Schade, daß diese beiden Bücher nur in tschechischer Sprache erschienen und hier nur mit Schwierigkeiten zu erhalten sind. Oder im Gegenteil, es ist sehr gut, daß der kleine deutsche Steuerzahler nicht erfährt, wie die Millionen und Millionen von den westlichen Geheimdiensten verschleudert werden, für Geheimnisse, die in Wirklichkeit im Osten schon längst keine Geheimnisse mehr sind.

Ein ehemaliger bundesdeutscher Minister, so stand es immer wieder in der bundesdeutschen Presse, wollte seine unbequeme Freundin loswerden, und so placierte er diese Dame, die über den Geheimdienst genau so viel wußte wie von der Herstellung der Atombombe, als Residentin in einem neutralen Staat. Was diese Dame für die Hunderttausende jährlich für den Geheimdienst leistete, blieb natürlich streng geheim.

Anders Pavel Minarik. Der hat, wie er schreibt, zuerst 4 Jahre die geheimdienstlichen Kunststücke lernen müssen, bevor ihn Prag nach dem Westen schickte. Offensichtlich ist es leichter, ein Spion im Westen zu werden, als einen Posten als Hausmeister zu bekommen. Genosse Minarik begab sich in Wien, ausgestattet mit einem Köfferchen mit gefälschten Geheimdokumenten, zu dem damaligen jüdischen Direktor der tschechoslowakischen Abteilung des CIA-Senders Radio Free Europe in München, Herrn Fürt, der allerdings seit dem Jahre 1945 Firt heißt. Herr Firt freute sich über diesen geschickten neuen Flüchtling und Antikommunisten und kaufte ihm auf der Stelle das Mitbringsel des tschechischen Geheimdienstes um DM 1500,– ab, um es noch am selben Tag um

DM 5000,– an den amerikanischen Geheimdienst gütigst weiterzugeben.

Schon am nächsten Tag befand sich Genosse Minarik im Flüchtlingslager in Zirndorf in Westdeutschland, wo viele Flüchtlinge Wochen und auch Monate von den westlichen Geheimdiensten peinlichst genau durchleuchtet wurden. Bei Herrn Genossen Minarik dauerte diese gefürchtete Prozedur kaum einen halben Tag. Der bundesdeutsche Geheimdienst und auch nachher der amerikanische „erkannten“ sofort, daß Herr Minarik ein verfolgter Antikommunist ist. „Man klopfte sich gegenseitig auf die Schulter“, berichtet Herr Minarik in seinen Büchern zufrieden, und er erhielt sogleich Aufenthaltsbewilligung, Flüchtlingsausweis usw.

Anmerkung: Als die Verfasserin dieses Berichtes aus Prag aus einem Gefängnis flüchtete, wurde sie in Österreich volle 8 Tage und Nächte fast pausenlos von dem amerikanischen Spionagedienst verhört und schließlich als „verdächtig“ eingestuft. Und der Grund? Sie wußte nicht, wie der Heilige auf dem dritten Altar links in der Sankt-Antonius-Kirche in Prag heißt, obwohl sie jahrelang fast gegenüber dieser Kirche wohnte. Die Herren Superagenten bezweifelten also, daß sie überhaupt einmal in Prag war. Vergeblich erklärte sie wahrheitsgemäß, daß sie sich für Heilige gar nicht interessiere und daß sie in dieser Kirche nur einmal war, um dem Kirchendiener seinen verlaufenen Hund zurückzubringen.

Noch am gleiche Tag befand sich der „Kapitän“ Minarik schon in München und erhielt gleich die Stelle eines Sprechers im Sender Free Europe, eine kostenlose Dreizimmerwohnung und einen Wagen. Seine äußerst erfolgreiche Tätigkeit als tschechischer Spion, die er ausführlich in seinen beiden Büchern schildert, konnte also beginnen. Sie dauerte 8 Jahre. Im Januar dieses Jahres begab sich dieser Meisterspion ruhig und ungehindert über Amerika – er wurde inzwischen amerikanischer Staatsbürger – nach Prag zurück und wurde schon auf dem Flugplatz stürmisch begrüßt. An einigen Abenden gastierte Genosse Minarik im Prager Fernsehen und erzählte vor über 200 ausländischen Journalisten, wie er die geheimsten geheimdienstlichen Dinge im Westen erfuhr. Dabei zeigte er

vergrößerte Fotos streng geheimer Unterlagen und Briefe der hohen Macher des amerikanischen und westdeutschen Nachrichtendienstes, zeigte viele Fotos dieser Herren, die bekanntlich fotoscheu sind, und spielte Tonbänder mit geheimdienstlichen Gesprächen ab, die er, vor allem in München, wie er sagte, selbst aufnahm. Sämtliche Decknamen der Redakteure und Mitarbeiter des Senders Free Europe wurden durch Klarnamen in seinen Büchern ersetzt, das intime Leben der verschiedenen jüdischen Direktoren dieses Senders wurde nicht nur im Fernsehen und Rundfunk in Prag präsentiert, sondern auch in vielen Zeitungen und Zeitschriften in der Tschechei und im Ausland. Nur in Westdeutschland wurde dieses sicherlich einmalige Ereignis in den Zeitungen nur mit einigen nichtssagenden Zeilen erwähnt oder einfach totgeschwiegen.

Man fragt sich aber, wie und wo Minarik die vielen Koffer mit Material der Geheimdienste hat erwischen können, die er per Kuriere fast jede Woche nach Prag schickte? Ist er denn einfach in die Souterrainräume von Radio Free Europe am Englischen Garten in München gegangen, wo sich die Security befindet und die Tag und Nacht von bewaffneten Männern bewacht wird, und hat das geheimdienstliche Material ohne weiteres von dem Chef dieses Spionagedienstes, dem Juden Hans Fischer, erhalten? Oder deckt Prag durch diesen „Meister" seine wirklichen Meister in diesem Sender? Was Minarik über verschiedene Einrichtungen der Bundesrepublik weiß, das konnte er kaum selbst erfahren haben, obwohl er durch die Fotos in seinen Büchern beweist, daß er tatsächlich über viele Geheimnisse ausgezeichnet informiert ist.

In München ließ er seine deutsche Ehefrau, die angeblich von seinem Hauptberuf als Spion keine Ahnung hatte, der er angeblich Ersparnisse und Schmucksachen stahl, statt ihr ein Abschiedsgeschenk zu geben, und der er außerdem auch ihren Reisepaß, ihre Identitätskarte und auch andere Dokumente nahm, denn echte Ausweise kann ja jeder Spionagedienst immer gut brauchen. Und was taten nach seiner Flucht und nach seinen Enthüllungen die westlichen Geheimdienste? Was tat die Politische Polizei und die Staatsanwaltschaft? Wurden Wohnungen durchsucht, wurde je-

mand verhaftet? Es geschah und geschieht gar nichts, oder doch etwas. Der in den beiden Büchern des tschechischen Spions Minarik mit vollem Namen genannte Slowake Jan Dolinsky – sein Name und seine Anschrift stehen im Münchner Telefonbuch – und von dem er ironisch schreibt, daß dieser Agent selbst nicht mehr weiß, für wie viele verschiedene Geheimdienste er arbeitet, wurde in einem Auftrag der westlichen Geheimdienste nach Brüssel, Paris, Washington und Montreal geschickt. Inzwischen sendete der Prager Rundfunk sein auf Tonband aufgenommenes Gespräch mit dem Spion Minarik über verschiedene interessante westliche Geheimdienste.

Nach der Lektüre der beiden Bücher des Herrn Genossen Minarik war es notwendig, mit seinen tschechischen Kollegen beim amerikanischen CIA-Sender Free Europe zu sprechen und ihre Meinung darüber zu hören. Resultat: Minarik ist nach seiner, wenn auch sicherlich von Prag befohlenen Demaskierung – für Prag tot. Möglich wäre auch, daß er schon auch physisch tot ist.

Gibt es also wirklich nichts, was Prag über die westdeutsche und amerikanische Spionage nicht wissen würde? Sicherlich, Prag weiß zum Beispiel nicht, wie viele Liebhaber schon die Jugendredakteurin des Senders Free Europe, Rozina Jadrna, eine fanatische Deutschenhasserin, schon hatte, denn sie weiß es selbst nicht mehr.

Und noch etwas. Falls einer von den sehr verehrten Lesern dieses Berichtes gerne ein tschechischer Spion werden möchte, so empfiehlt Minarik, die tschechische Gastwirtschaft „Die goldene Stadt" in München zu besuchen. Wie schon gesagt, es ist schwieriger ein Hausbesorger zu werden als ein Agent.

Zweimal Anna

Um es gleich zu sagen, keine von diesen beiden mächtigen jüdischen Damen hieß wirklich Anna, aber schließlich hieß Lenin auch nicht Lenin und Stalin nicht Stalin, und Tito ist ein geborener Broź, und Willi Brandt wurde als Herbert Frahm geboren, und Franz Josef Strauß war früher bescheiden laut Geburtsschein nur Franz Strauß, aber Franz Josef klingt besser und irgendwie kaiserlich.

In diesen Tagen las man nach vielen, vielen Jahren in einigen Zeitungen eine kurze Notiz, daß die einst im spanischen Bürgerkrieg berühmte kommunistische Agitatorin, die sich La Passionaria nannte, heute noch in der Sowjetunion leben soll, wohin sie flüchtete, als Franco nicht mehr vor Madrid stand und dort nicht ewig stehen blieb, wie es La Passionaria prophezeite, sondern in Madrid saß.

Die eine Jüdin nannte sich Anna Pauker, denn das klingt so hübsch christlich-deutsch. Ihre große Zeit brach nach dem Zweiten Weltkrieg an, dauerte aber leider nur eine ganz kurze Zeit und endete in einem rumänischen kommunistischen Kerker. In Bukarest war sie vorher beinahe allmächtig; jeder, der ihr politisch unbequem war, machte bald die Bekanntschaft mit einem Henker. Nach der Verurteilung dieser großen Kommunistin durch ein kleines kommunistisches Gericht schrieben einige westliche Zeitungen, das wäre der typische Dank Moskaus für die treuesten Helfer. Aber Anna Pauker mußte nicht lebenslänglich mit den Ratten in ihrer Zelle hausen und hungern; denn bald kam aus Rumänien eine vertrauliche Nachricht, daß man ihr bei ihrem plötzlichen Tod ein wenig geholfen hatte.

Die andere Jüdin war sogar – offiziell – keine Kommunistin. Anna Kethly war Sozialdemokratin, denn die Sozialdemokraten

sitzen doch in den westlichen Regierungen auch und können also nicht so gefährlich sein wie die Kommunisten. In Wirklichkeit war Genossin Kethly aber mehr für Moskau da als ihre kommunistischen Kollegen im Budapester Parlament. Die Ungarn liebten diese Anna nicht besonders, und als sie nach dem ungarischen Aufstand im Jahre 1956 im Westen verschwand, um dort als „Emigrantin" weiter für Moskau zu wirken, war sie bald vergessen. Nur diejenigen Ungarn, deren Familienangehörige nach dem mißglückten Aufstand in die Sowjetunion verschleppt wurden und dort für immer verschwanden – schätzungsweise waren es 160000 Ungarn –, vergaßen die Kethly nicht.

Christliche Kinder in allen Ländern lernen schon in der Schule die Zehn Gebote auswendig. Das erste Gebot: „Ich bin der Gott, dein Herr, und du sollst keine anderen Götter neben mir haben." Da dieser Gott Jehova zum Unterschied zu seinem „Sohn" Christus nie getauft wurde, blieb dieser Gott, an den die Christen glauben müssen, bis heute ein Jude.

In den kommunistischen Parteischulen gibt es beim Unterricht auch so etwas wie die „Gebote", nämlich die sogenannten Lenin-Thesen, die jedes Parteimitglied ebenfalls auswendig lernen muß. Die erste These lautet, oder vielmehr lautete: „Kommunismus ist Sozialismus plus Elektrizität." So lernte man es bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, heute aber nicht mehr. Diese These verschwand einfach, auch aus den Büchern und Schriften von Lenin und über Lenin.

Was Lenin unter der „Elektrizität" in seiner ersten These gemeint hatte, das wurde in den verschiedenen Parteischulen verschieden erklärt. Da der Kommunismus das große Licht für alle Völker der ganzen Welt ist, sollte es – zuerst in Rußland – durch das kleinere Licht der elektrischen Beleuchtung ergänzt werden, das es in der Sowjetunion zu dieser Zeit nur sehr wenig gab. Andere Genossen lernen wieder, mit der Elektrizität hat Lenin die Industrialisierung des Sowjetstaates angekündigt.

Das Wort „Elektrizität" ist also nicht gefährlich, und es konnte ruhig in der ersten These bleiben. Schlimmer ist es schon mit dem

Wort „Sozialismus“, denn hier gibt es keine verschiedenen Hypothesen. Lenin konnte damit nichts anderes gemeint haben, als daß eben „schon“ der Sozialismus mit dem Kommunismus identisch ist, egal, ob Sozialismus plus Elektrizität oder Sozialismus plus Magermilch oder Schmierseife. Die verschiedenen Sozialisten in verschiedenen Ländern behaupten aber immer wieder eifrig, daß sie mit dem Kommunismus gar nichts zu tun haben und auch nicht haben wollen, im Gegenteil, die Sozialisten bekämpfen ja den Kommunismus. Die Erfolge dieses sozialistischen „Kampfes“ sieht jeder, der es sehen will.

Aufrichtiger war der tschechische Kommunist Gottwald, der später der erste kommunistische Präsident in der Tschechei wurde, als er seinen Kollegen im Prager Parlament schon während der Benesch-Republik ihre Frage, warum die Kommunisten immer nach Moskau fahren, einfach und wahrheitsgemäß beantwortete: „Nach Moskau fahren wir, weil wir dort lernen, wie wir Euch umbringen sollen!“

Daß die Kommunisten, und nicht nur die tschechischen, das Morden in der Sowjetunion nicht schlecht gelernt haben, das wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in vielen Staaten klar bewiesen.

Nicht immer und überall waren und sind die Kommunisten so aufrichtig wie Gottwald, der später als Präsident von einer Reise nach Moskau sterbend nach Prag zurückkam, was seine Frau, eine ehemalige Prostituierte, veranlaßte, die Genossen im Zentralkomitee in der ehemaligen Escompte-Bank beim Pulverturm anzubrüllen, daß die Mörder dort in Moskau ihren Mann vergiftet haben. Selbstverständlich verschwand Marta Gottwald nachher sofort und für immer.

In Argentinien erschien nach dem Ersten Weltkrieg in spanischer Sprache ein Buch von einem „Sozialisten“, einem gewissen Manuel Galvez, und sein Werk wurde sofort ein großer Erfolg. Im Jahre 1922 erschien „Nacha Regules“, das war der Titel dieses Buches, auch in deutscher Sprache in dem Verlag „Editora International“ in Berlin, und es wurde in Deutschland, dem Land der Arbeitslosigkeit und des Hungers, eifrig gelesen, denn es versprach nicht

nur wie die Französische Revolution im Jahre 1793 „Liberte, egalite et fraternite“ (Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit), sondern das „große Licht“ der Gerechtigkeit und des Wohlstandes für die Armen. Der Held dieses Romanes, der seinen Reichtum in Argentinien an die Arbeiter verschenkte, rief, als im Jahre 1914 der Krieg in Europa ausbrach, begeistert, dieser Krieg wäre notwendig, denn durch ihn kommt aus dem Osten die Erlösung. Daß mit dem „Erlöser“ Lenin gemeint war, das verschwieg der Autor diskret, denn in Argentinien glaubten die Armen fest an den Gott, wie es das Erste Gebot vorschreibt.

Zwei Frauen, zwei Kommunistinnen, die beiden Annas, haben kräftig geholfen, den Kommunismus in Rumänien und in Ungarn zu festigen. Aber es gab noch eine dritte Frau, ebenfalls eine Jüdin, die in Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg eine große Rolle in der Politik als Konkubine des vorletzten rumänischen Königs spielte, nämlich Madame Wolf, bekannt unter dem Namen Helen Lupescu auch außerhalb Rumäniens. Diese Dame, obwohl Feindin des „Sozialismus plus Elektrizität“, hetzte das Volk unbewußt gegen die Monarchie auf durch ihre Verschwendung, durch ihren Luxus aus den Steuergeldern der Armen und durch ihre freche Überheblichkeit. Zwar fuhr sie später nicht nach Moskau, sondern nach Paris in die Emigration, doch ist sie heute in der „Großen Presse“ genau so vergessen und totgeschwiegen wie die beiden anderen Jüdinnen.

Chemikalien ohne Seele

Es ist gut zu wissen, wie viel man wert ist, sonst unterschätzt man sich, oder aber man überschätzt sich, denn das ist heutzutage notwendig, wenn man zu Geld und einem fetten Futtertrog kommen will. Darum muß man für die Aufklärung der „Süddeutschen Zeitung" danken – vielleicht könnte sie auch einmal erklären, warum sie sich eigentlich „deutsch" nennt –, daß der Mensch, netto und brutto, im Durchschnitt 12 Mark wert ist. Für diese nette runde Summe könnte man nämlich die Chemikalien kaufen, aus denen jeder Mensch besteht: Kalk, Phosphor, Eisen, Arsen und Stickstoff usw. Ausgerechnet am Tag von Allerseelen erfolgte in dieser Zeitung die mathematische Berechnung des Wertes eines Menschen, und selbstverständlich betonte der Schreiber, daß in keinem Menschen eine Seele vorhanden ist.

Je größer und schwerer das chemikalische Wesen ist, desto mehr steigt der Wert des einzelnen, beispielsweise bei 100 Kilo sogar auf 16 Mark sechsundfünfzig Pfennige. Daß ein Ochse viel mehr wert ist als ein Mensch, das ist jetzt hoffentlich jedem klar. Sage mir, wieviel Kilo du wiegst, und ich werde dir sagen, was du kostest. Man sieht also, daß die „liberale" „Süddeutsche Zeitung" noch materieller ist als die Kommunisten, denn die berechnen den Wert der Menschen nach der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu ihrer Partei.

Da die Chemikalien, aus denen das Hirn eines Menschen besteht, nur einen Bruchteil der Summe von 12 Mark ausmachen, kann man sich nicht wundern, daß man für ein paar Pfennige nicht immer die richtige Gedankenarbeit produzieren kann. Einige fast gedankenlose Beispiele können es, wie folgt, beweisen.

So ersannen die spärlichen Chemikalien im Hirn des Robert

Müller in Frankfurt die Herausgabe einer Sondermarke mit dem Bild des Hermann-Denkmals zum hundertjährigen Jubiläum. Erstens also, wer ist überhaupt dieser Hermann? Im Teutoburger Wald hat er vor vielen, vielen Jahren etwas geleistet; na, wenn schon, Beckenbauer leistet heute tausendmal mehr, und es hat sich noch kein Bildhauer gefunden, ihn zu verewigen, wie E. von Bandel den Germanan Hermann vor hundert Jahren.

So bekannt ist dieser Hermann, wie zum Beispiel Frau Rosa Luxemburg, trotzdem nicht, die mit einer Sondermarke der „Deutschen Bundespost" geehrt wurde, sicher nicht nur darum, daß sie eine Jüdin war, sondern auch für ihr „Verdienste" um Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg. Daß der Herr Genosse Herbert Wehner bis jetzt noch nicht mit einer Sondermarke ausgezeichnet wurde, ist einfach eine große kulturelle Schande. Er hielt doch bekanntlich schon im Jahre 1926 in Berlin einen Vortrag zum Thema „Anarchismus ist Ordnung ohne Herrschaft". Na, wird noch jemand wagen, die heutigen ordnungsliebenden Anarchisten Terroristen und Kriminelle zu nennen?

Robert Müller wurde zum Glück und gerechterweise mit seiner Sondermarke des Hermanndenkmals im Bundespostministerium in Bonn abgewiesen.

Minderwertige Chemikalien im Hirn hat auch Rudolf Trenkel in Hamburg, sonst hätte er nicht seine Broschüre „Der Bromberger Blutsonntag im September 1939" veröffentlicht, in der er frech und lügenhaft über die gezielte Provokation seitens Polens zu Beginn des Zweiten Weltkrieges faselt. Nach der Lektüre fragt man sich, ob nicht alle Staatsanwälte in der Bundesrepublik in Urlaub sind; er müßte bestraft werden, weil er Deutschlands Alleinschuld nicht anerkennt. Und außerdem, wer spricht heute noch mit richtigen Chemikalien im Kopf darüber, was der polnische Marschall Rydz-Smigli im Hochsommer des Jahres 1939 gesagt hat: „Polen will den Krieg mit Deutschland, und Deutschland wird ihn nicht vermeiden können, selbst wenn es das wollte."

Es ist doch schon längst durch viele hervorragende chemische

Hirne bewiesen, daß Deutschland und nur Deutschland den Zweiten Weltkrieg lange plante und auch entfesselte. Rudolf Trenkel darf sich nicht wundern, daß man hier in den Schulen nichts über Bromberg weiß, die „deutschen" Schulbücher sind ja bekanntlich von den Polen kontrolliert und zensiert.

Beide – Müller und Trenkel – schreiben über eine Sache, die nicht existiert, nämlich über die Liebe zu ihrem deutschen Vaterland. Wie kann aber diese Liebe existieren, wenn sie nicht aus Stickstoff usw. besteht?

Mit der Entdeckung des chemikalischen Menschen hat die „Süddeutsche Zeitung" auch bewiesen, daß es keine verschiedenen Rassen gibt, denn die Chemikalien sind immer die gleichen, ob es schon um einen Juden, einen Neger oder einen Deutschen geht. Deshalb ist die Meldung der Zeitschrift „Lebensschutz" in Salzburg völlig unbegreiflich, daß die tschechische kommunistische Regierung in Prag gegen die Heirat einer tschechischen Staatbürgerin mit einem Neger ist. Sie wurde nach der Hochzeit aufgefordert, sofort aus Kiew, wo sie studiert, in die Tschechei zurückzukehren, wo ihre Ehe mit dem Schwarzen nicht nur annulliert, sondern auch bestraft wird. Aber nicht nur die Prager Regierung hat die Lehre der „Süddeutschen Zeitung", daß jeder Mensch 12 Mark wert ist, obschon seine Chemikalien in einer weißen oder schwarzen Haut stecken, nicht berücksichtigt, sondern auch die Neger in der Sowjetunion, die vor den tschechischen Konsulaten der größeren Städte Krawall machten.

Dafür erfand die Regierung in Bonn wieder einmal etwas Humanistisches, diesmal für die Mörder. Aber zuerst, aus welchen Chemikalien besteht der Humanismus? Die Mörder, so also Bonn, dürfen nicht mehr länger lebenslänglich im Gefängnis bei Fußballspiel schmachten, sondern höchstens 8 bis 12 Jahre. Bei einer guten Führung kann diese Strafe auch noch gekürzt werden. Der Bruder des Herausgebers des Magazins „Der Spiegel", Rechtsanwalt Josef Augstein, hat dafür leider bewiesen, daß er kein Humanist ist, wie es öfters in der „deutschen" Presse behauptet wurde. Augstein behauptet, daß er glaube, die winzige Strafe für die Herren Mörder

würde sie nicht abschrecken von weiteren Morden, für die sie eventuell nur 3 bis 5 Jahre „büßen" müssen.

Bewiesen ist also, daß der Mensch keine Seele hat. Trotzdem muß niemand Angst haben, daß mit dem Tod alles endet, denn die Chemikalien verwandeln sich zwar im Grab, sie verschwinden aber nicht. Man kann also wieder auf die Welt kommen, zwar nicht mehr als Mensch, sondern vielleicht als Kartoffeln. Und die Chemikalien eines Sackes Kartoffeln sind bestimmt auch mindestens 12 Mark wert.

Nur noch eine Frage. Brauchen Kalk, Phosphor usw. den Heiligen Vater und die Kirche?